

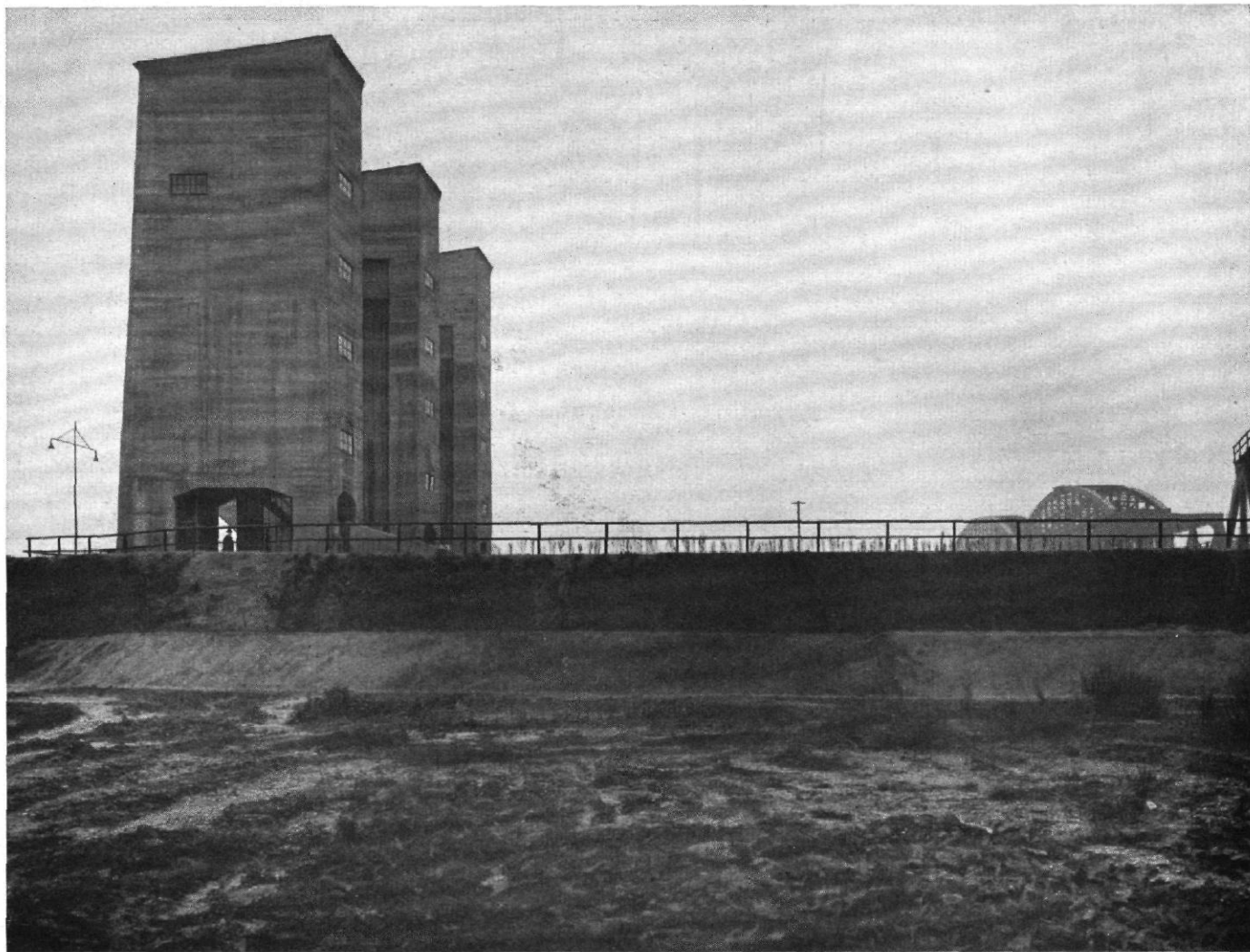
Abb. 1 | Doppelschleuse der Staustufe Ladenburg
Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart
Vgl. Abb. 2 bis 5

PAUL BONATZ

Paul Bonatz wurde am 6. Dezember 1927 fünfzig Jahre alt. Im Elsaß geboren, hat er in München Architektur studiert und wurde 1905 erster Gehilfe Theodor Fischers und später sein Nachfolger an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Die Bedeutung, die Paul Bonatz als Lehrer, als Preisrichter und vor allem auch als praktischer Baumeister (Stuttgarter Bahnhof, zahlreiche Wohnhäuser, Sektkellerei in Biebrich, Landtagsgebäude in Oldenburg, Stadthalle in Hannover, Stummhaus in Düsseldorf — das erste Hochhaus in Deutschland, ferner das Kaufhaus Reisenberg-Köln, Justizgebäude in Mainz, Universitäts-Bibliothek in Tübingen usw.) für die deutsche Baukunst gewonnen hat, ist so weitreichend, daß seiner Tätigkeit eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift gewidmet werden soll. Diese Aufgabe liegt uns um so eher ob, als wir bei mancher Gelegenheit von den stets wohl begründeten Bonatz'schen Auffassungen abgewichen sind. Vorläufig sollen hier nur einige der mustergiltigen Ingenieurbauten veröffentlicht werden, die unter Mitwirkung von Professor Bonatz entstanden sind.

Bei der Doppelschleuse Ladenburg (Abb. 1—5), der niedrigsten Staustufe des Neckars, beträgt der Höhenunterschied zwischen Unterwasser und Oberwasser 10 m. Das in den Abbildungen 1 bis 5 dargestellte Bauwerk ist eine Doppelschleuse mit Hubtoren, die von den Krupp-Grusonwerken geliefert sind. Das eiserne Untertor hat eine Höhe von 14,50 m; die große Last dieses Tores ist durch Gegengewichte ausbalanciert, so daß die Tore mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwand gehoben werden können. Der Motor steht oben neben den Seilscheiben, die durch eine Rolle gekuppelt sind, zu deren Aufnahme der eiserne Verbindungssteg (Abb. 1, 4, 5) erforderlich war.

Die sechs Türme (Abb. 1) sind in Beton hergestellt und haben genau die Abmessungen, die technisch erforderlich sind. Der einzige Mehraufwand an Masse ist der Schräganlauf auf der Oberwasserseite (Abb. 3 und 4 — unten —). Diese Schrägföhrung der Mauer ist in Verbindung mit dem Pultdach die für den Ausdruck des Bauwerks bestimmende Linie. Die Seitenflächen (Abb. 4 — oben —) zeigen im Gegensatz zum Profil in der Längsrichtung keinerlei Vorsprung. Sie sind gewissermaßen



*Abb. 2 | Doppelschleuse der Staustufe Ladenburg
Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart
Vgl. Abb. 1 und 3-5*

glatt geschnitten und zeigen nur die technisch notwendigen Einschnitte und Vertiefungen. Der am Mittelpfeiler des Untertores ausgekragte, verglaste Ausbau (Abb. 4, 5) enthält das Schaltpult, von dem aus alle vier Tore in Bewegung gesetzt werden.

In der einfachen Durchbildung, wie sie bei einem technischen Werk dieser Art am Platze ist, wirkt das Bauwerk besonders stark aus der Ferne (Abb. 1). In der Nahansicht stören die nicht verwischten Spuren der Bretterschalung (vgl. z. B. Abb. 3), denn ein einwandfreies Verfahren zur Oberflächenbehandlung des Betons ist noch nicht gefunden. Das Stocken ist sehr teuer und zerstört gerade die wertvolle oberste Schicht des Betons, was bei armiertem Beton nicht unbedenklich ist. Das Torkretieren eines in Schalung hergestellten Betonbaues verwischt dagegen das Charakteristische der Betonmasse, nämlich die Kieskörnung, und ein torkretierter Beton saugt Feuchtigkeit stärker auf als Schalbeton. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß die neueren Versuche, durch Aufstrich einer besonderen Masse auf die Schalung das Abbinden der obersten Betonschicht zu verhindern, bald zu vollem Erfolge führen. Bei diesem Verfahren wird der Beton nach dem Ausschalen mit Wasser abgebürstet, so daß die

Kieskörnung freigelegt wird. Hierbei erhält der Beton diejenige Schönheit der Oberfläche, die sonst nur bei niedrigen Mauern zu erzielen ist, wenn man sie zwei Tage nach der Herstellung ausschalt und mit scharfen Bürsten unter Verwendung von Wasser ausbürstet.

Die weitere Aufgabe, bei Heidelberg den Neckar mit einem Stauwehr zu versehen, bot besonders große Schwierigkeiten, da das Landschaftsbild an dieser Stelle so wenig wie möglich zu beeinträchtigen und der reine Ingenieurbau dem bestehenden Stadtbild einzufügen war.

Die Schwierigkeit der Aufgabe entfachte einen heftigen Streit über die verschiedenen Lösungsversuche. Der von der Neckarbaudirektion in Stuttgart unter Mitwirkung von Professor Paul Bonatz aufgestellte Entwurf (Abb. 6-9) wurde schließlich zur Ausführung bestimmt.

Bei diesem Entwurf ist ein Hubwehr vorgesehen, das mit einem einfach gestalteten Eisensteg verbunden ist. Die Strombreite ist in vier Öffnungen von je 40 m lichter Weite geteilt, ein Maß, das sich für das gewählte System des Walzenwehres bewährt hat. Die an den Ufern und im Flußbett zu errichtenden Pfeiler mit den Führungsschlitzern zum Hochziehen der Walzen

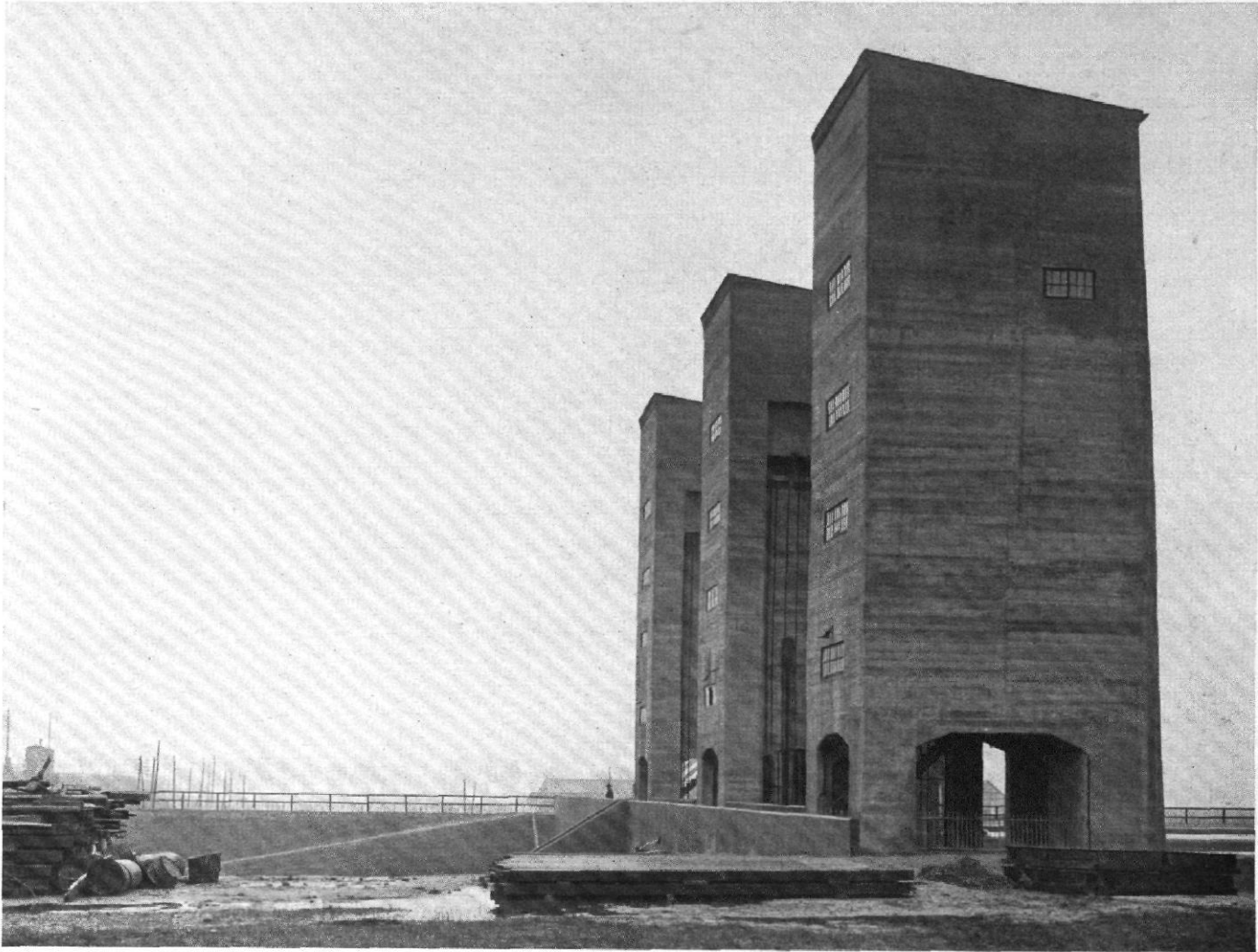


Abb. 3 | Doppelschleuse der Staustufe Ladenburg
 Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart
 Vgl. Abb. 1, 2, 4 und 5

nehmen außerdem den maschinellen Antrieb zum Hochwinden der Walzen auf, ihre Abmessungen sind daher sehr beträchtlich: bei 4,50 m Breite sind sie etwa 20 m lang und, vom Oberwasser aus gemessen, 11–12 m hoch.

Der von Bonatz vertretene Standpunkt, „daß es eine falsche Methode des Heimatschutzes ist, wenn man technische Anlagen verschleiert, statt sie klar auszuprägen“, läßt für die Wirkung des Wehres im Landschaftsbild die Höhenlage des Steges entscheidend werden, der als Verbindung zwischen den einzelnen Windwerkspfeilern eines Walzenwehres unerläßlich ist. Wie die Abb. 6 erkennen läßt, ist es gelungen, den Steg so niedrig anzuordnen, daß das Bild der Altstadt kaum überschritten wird. Eine tiefere Lage des Steges ist bei Berücksichtigung des Hochwasserstandes vom Jahre 1882 mit + 110,80 m und des erforderlichen Spielraumes zwischen diesem Wasserstand und der Brückenunterkante von 1 m unmöglich.

Bei dem Eisensteg selbst, der als Vollwandträger ausgebildet ist, ist der Reiz im geringsten Aufwand gesucht. Während dieser Steg ursprünglich, wie Abb. 7 (auf Seite 6 in der Mitte links) zeigt, auf der Unterwasserseite angeordnet war, ist jetzt für die Ausführung der Steg auf die Oberwasserseite verlegt (Abb. 8

Seite 6 Mitte rechts). Diese technisch belanglose Veränderung ist künstlerisch deshalb von Bedeutung, weil der Gegensatz zwischen der größeren Pfeilerhöhe über Unterwasser (in den genannten Abbildungen links) und der um etwa 2,50 m geringeren Pfeilerhöhe über Oberwasser (rechts) für das Auge stärker betont wird. Während ursprünglich die Höhe vom Steg aus gemessen rund 8 m betrug gegenüber nur rund 12 m an der Oberwasserseite, beträgt der Unterschied beider Höhen bei dem endgültigen Entwurf (Abb. 9) anstatt dieser 4 m etwa 7 m (Höhe der Unterwasserseite rund 16 m, Höhe über dem auf die Oberwasserseite verlegten Steg rund 9 m). Durch diese lediglich von künstlerischem Willen bedingte Betonung des Höhenunterschiedes der Pfeiler in der Ansicht von Ober- und Unterwasser ordnen sich die Pfeiler infolge ihrer verringerten Höhe über dem Steg dem Stadtbilde besser ein (Abb. 6) und zeigen ihre ganze Mächtigkeit nur dem von der Stadt Kommenden, wobei sie bei gleichbleibender Breite von 4,50 m wesentlich schlanker als bei der zuerst gewählten Anordnung wirken. (Vergleiche die Vorderansicht in Abb. 7 ganz links mit der „Ansicht von Unterwasser“ in Abb. 9.)

Als Baustoff ist der ortsübliche rote Sandstein in Aussicht ge-

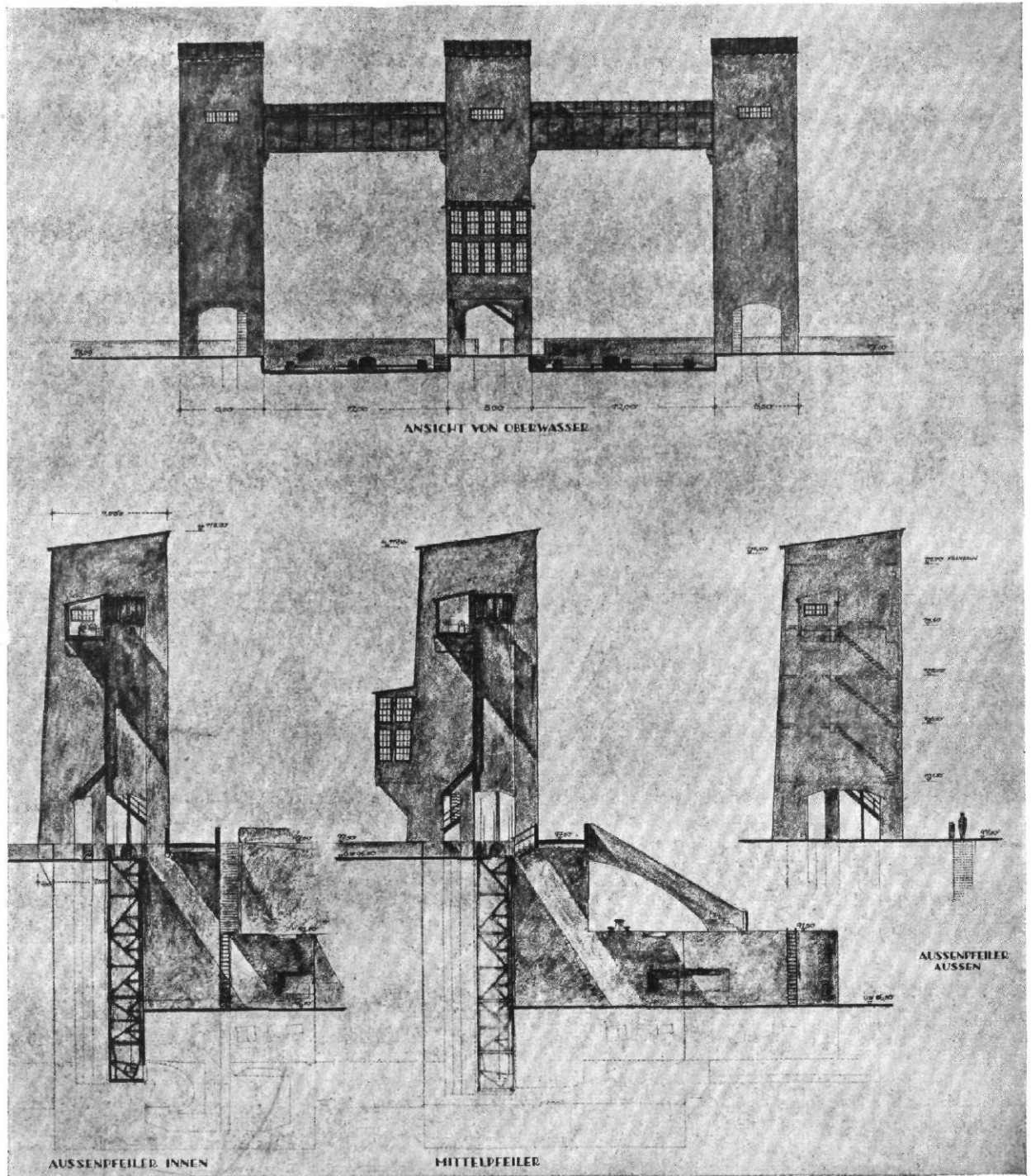
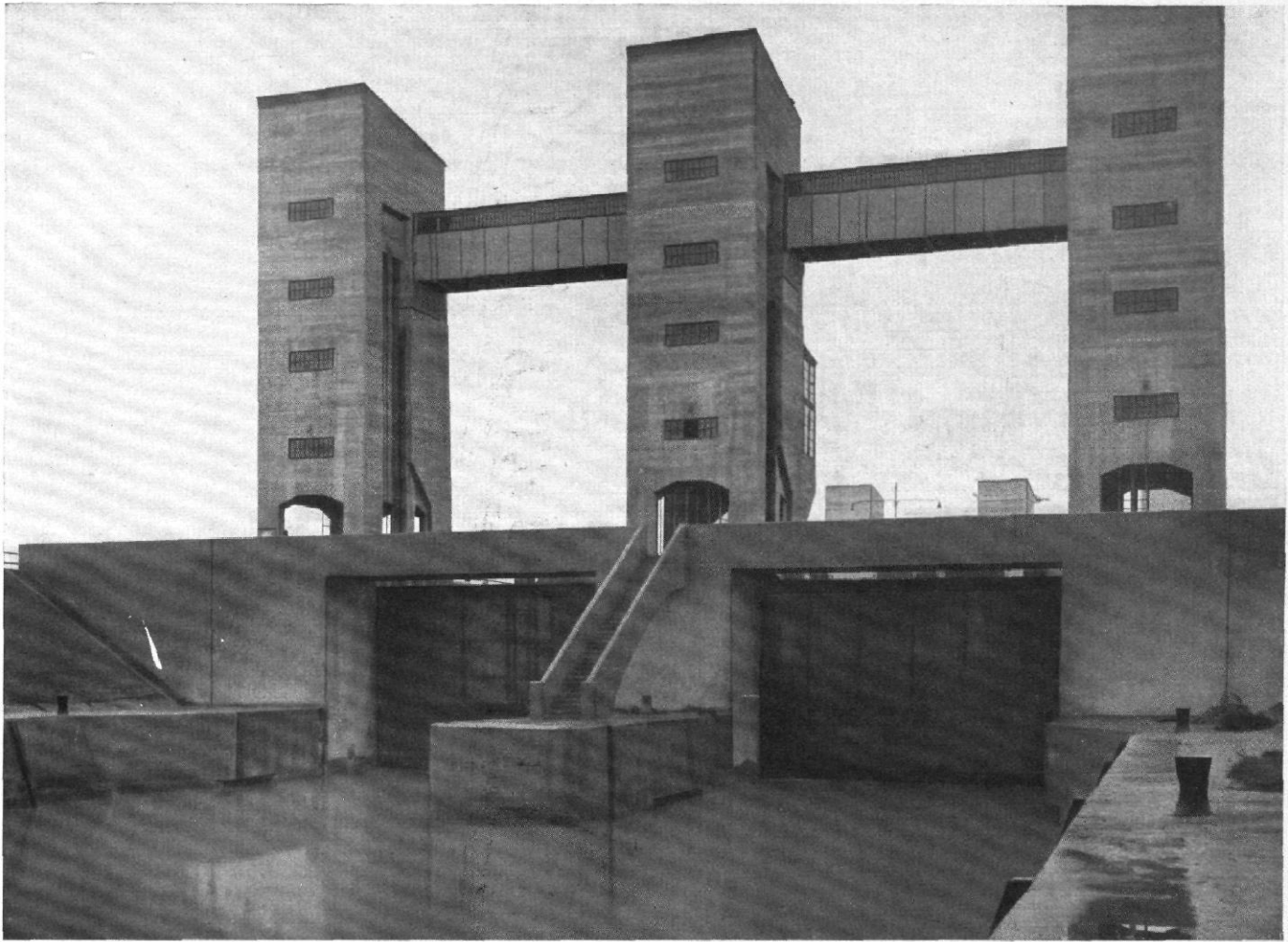


Abb. 4 | Doppelschleuse der Staustufe Ladenburg

Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart

Entwurfszeichnung 1:400 | Vgl. Abb. 1—3 und 5



*Abb. 5 | Doppelschleuse der Staustufe Ladenburg
Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart
Vgl. Abb. 1 bis 4*

nommen, so daß alle Ansichtsflächen der Pfeiler in Sandstein gemauert und ihr Kern mit Beton ausgefüllt wird. Das Geländer des Eisensteiges soll dunkelgrün gestrichen werden und dadurch farbig mit dem Sandstein gut zusammenstimmen.

Auch die neue Neckarbrücke an der Mittermaierstraße in Heidelberg (Abb. 10 und 11) verdankt ihre architektonische Durchbildung Paul Bonatz; ihre Konstruktion ist von der Wayss & Freytag A. G. entworfen.

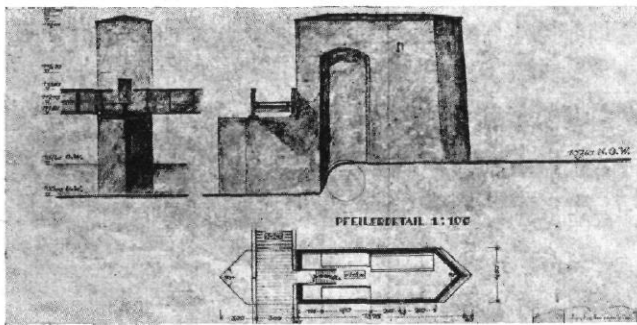
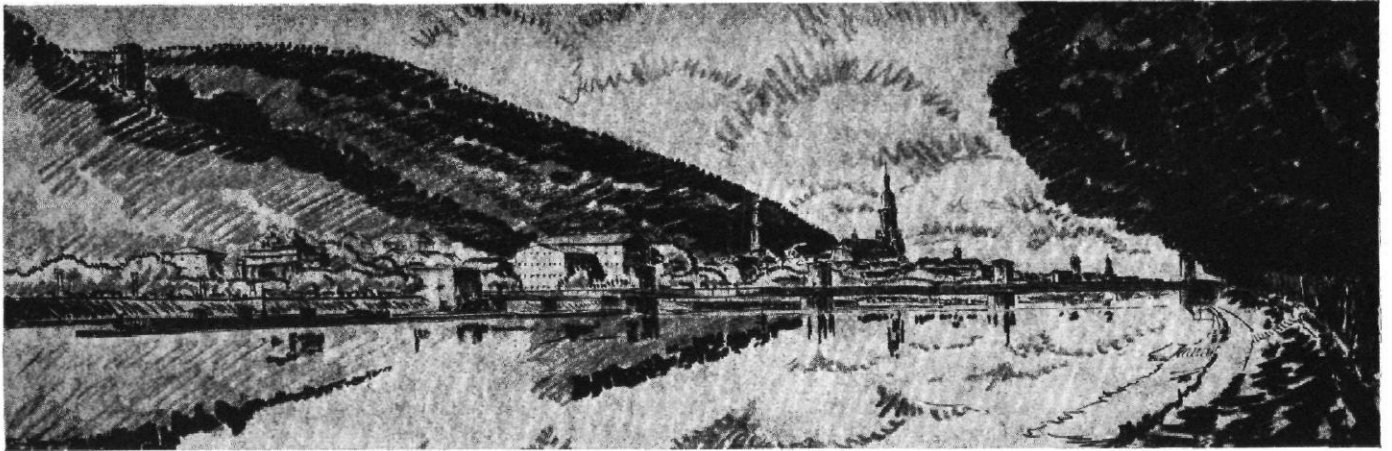
An dieser Brücke sind die Gehwege in Eisenbeton um je 2 m vorgekragt. Bei dem Hauptbogen wird hierdurch an Gewicht gespart und der Brückenscheitel soll außerordentlich dünn und leicht erscheinen. Um diesen Eindruck der Leichtigkeit weiter zu steigern, wurde die Brüstung als durchbrochenes Eisengeländer entworfen. In deutlichem Gegensatz hierzu sind die tragenden Teile, Pfeiler, Widerlager und Kämpfer breit und schwer entwickelt. Die Masten für Beleuchtung und Straßenbahn sind gleichmäßig gereiht und möglichst unauffällig angeordnet.

Da das Vorurteil, daß jede Brücke mit Pylonen beginnen müsse, wohl allgemein überwunden ist, wurde auch hierbei darauf verzichtet. Die Brücke steht vorerst in freier Landschaft (Abb. 10). Sie wird noch besser wirken, wenn einst die Uferbebauung die Brücke berührt. Vorläufig leidet sie an dem gleichen Mangel, wie fast alle neuen Brücken: an der überhöhten Einmündung

an beiden Ufern. Brücken, die die Uferstraßen auf gleicher Höhe verbinden, kommen kaum noch vor. Wegen der Schifffahrt und in Rücksicht auf das Hochwasser müssen sie meist so hoch gehoben werden (Hängebrücke Köln), daß sie über die Uferstraßen hinwegführen und den Anschluß an das Gelände erst weit rückwärts finden.

Die Straßenbrücke Hochzoll über den Lech bei Augsburg (Abb. 12) ist ebenfalls ein Entwurf der Wayss & Freytag A. G. unter architektonischer Mitwirkung von Paul Bonatz. Die gewählte Konstruktion in kastenförmigen Hohlkörpern ermöglichte ein außerordentlich leichtes und feingeschwungenes Profil. Trotz der Spannweite von 83 m sind Pfeilhöhe und Scheitelstärken sehr gering, so daß für das Auge die Scheitelstärke auch bei Ausführung einer massiven Brüstung genügend dünn und leicht bleibt. Um dem Beschauer die tatsächliche Konstruktionsstärke und die Höhenlage der Fahrbahn zum Bewußtsein zu bringen, wurden die Kanzeln über den Kämpfern mit durchbrochenen Eisengeländern ausgebildet. Die Masten für Beleuchtung und Oberleitung der Straßenbahn werden außen angebracht. Bei der geplanten Ausführung dieser Masten in geschmiedeter Eisenkonstruktion läßt sich ein noch geringerer Querschnitt erzielen als mit den noch im Entwurf (Abb. 12) dargestellten Röhren.

L. A.



Links der ursprüngliche, rechts der endgültige Entwurf für die Pfeiler
 Maßstab 1:600
 Beachte die Verlegung des Steges von Unterwasser nach Oberwasser
 Vgl. Text Seite 2 und 3

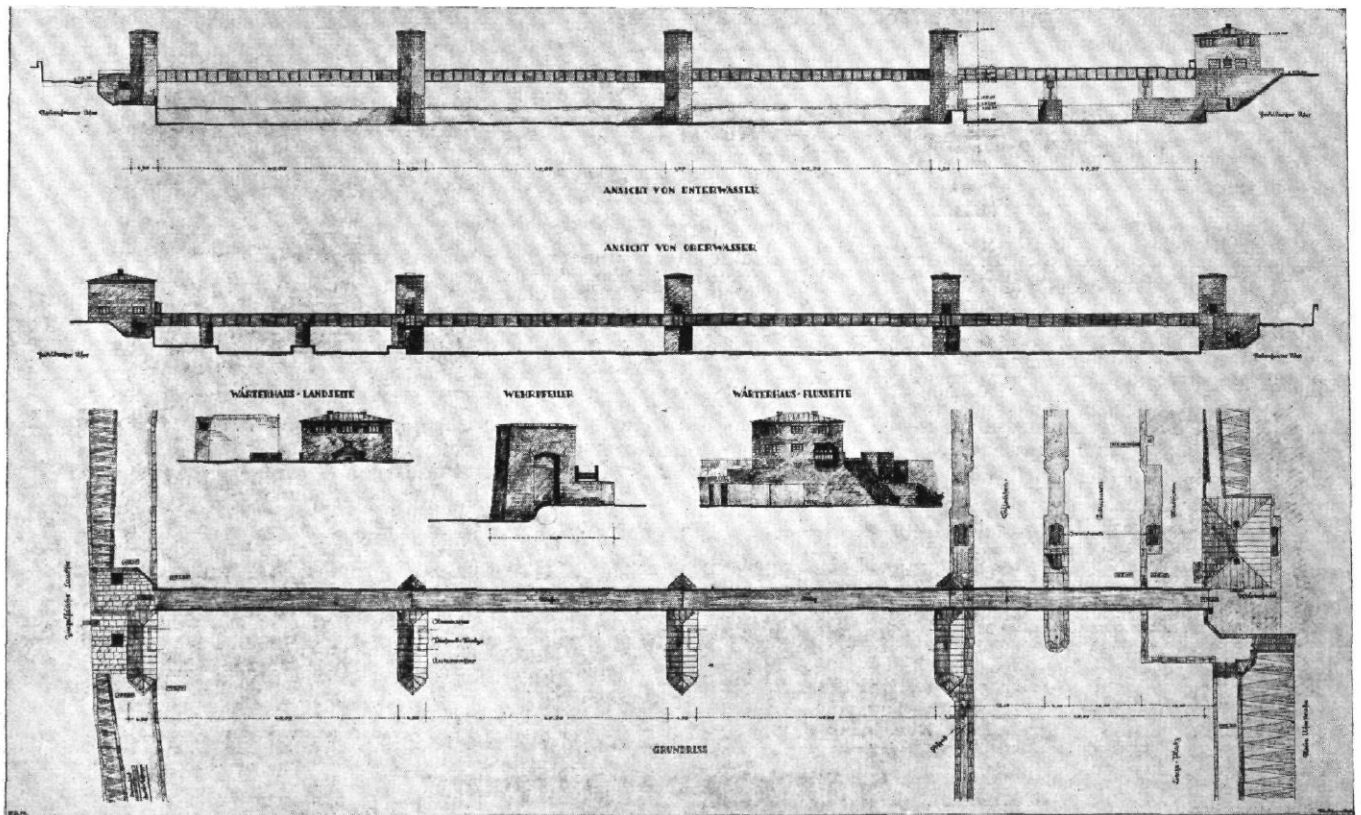
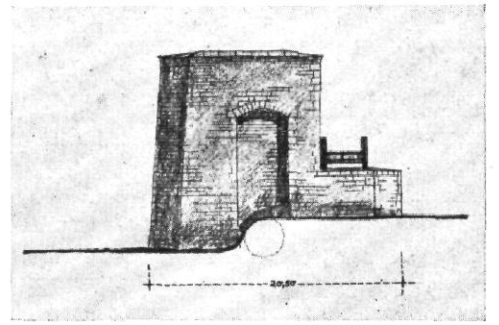


Abb. 6 bis 9 | Stauwehr in Heidelberg | Entwurf der Neckarbaudirektion in Stuttgart, architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart

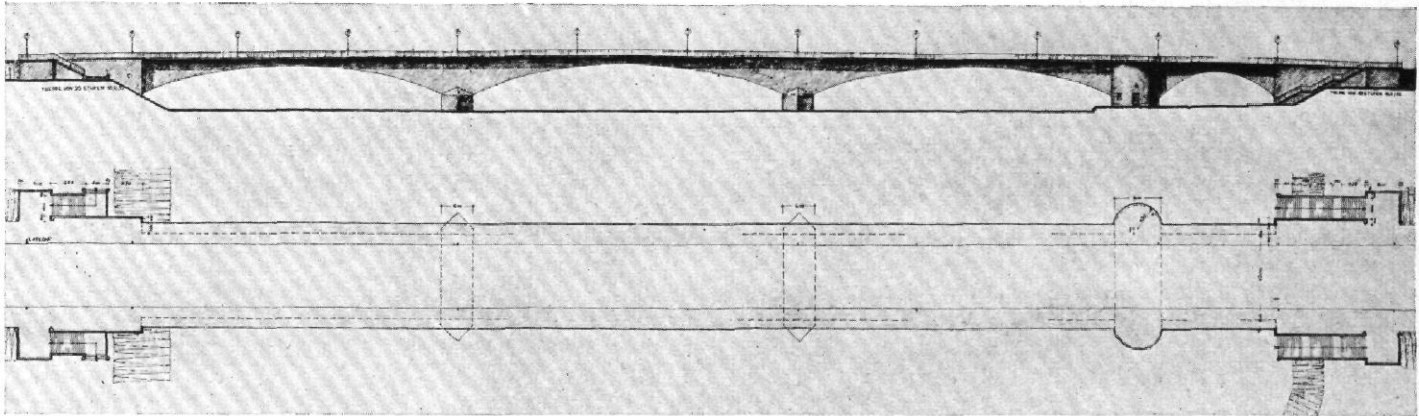
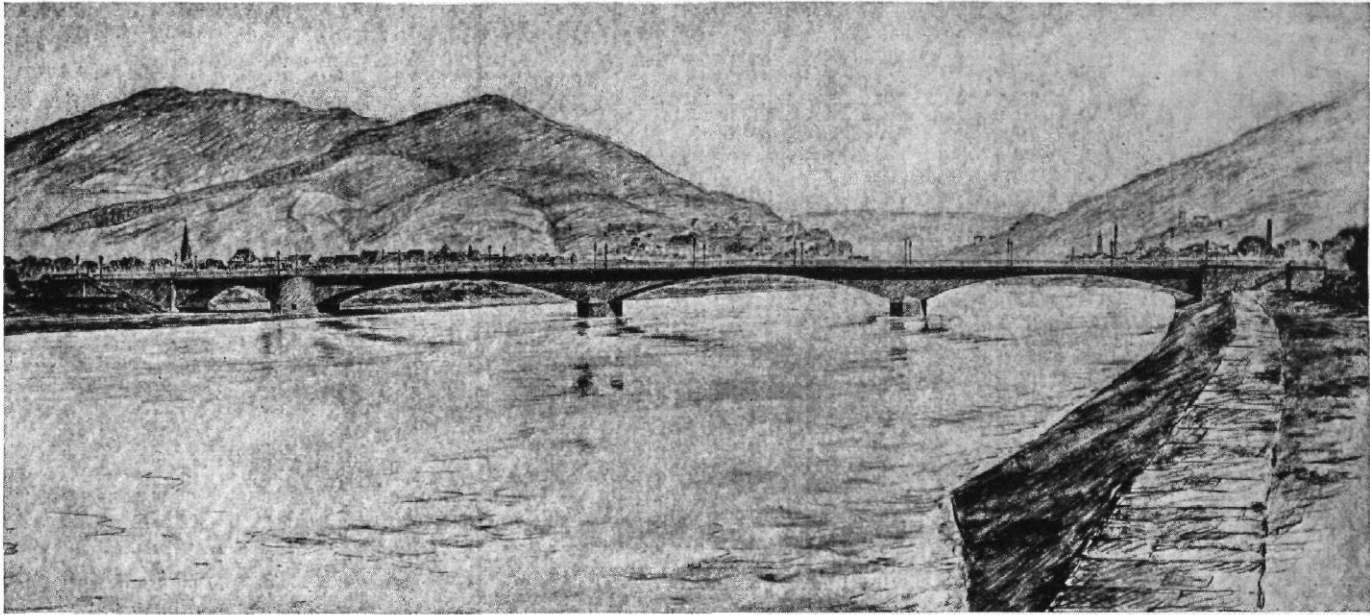


Abb. 10 und 11 | Neckarbrücke an der Mittermaierstraße in Heidelberg | Gemeinsamer Wettbewerbsentwurf von Wayss und Freytag A. G. mit Paul Bonatz, Stuttgart | Maßstab 1:1400 | In Ausführung begriffen

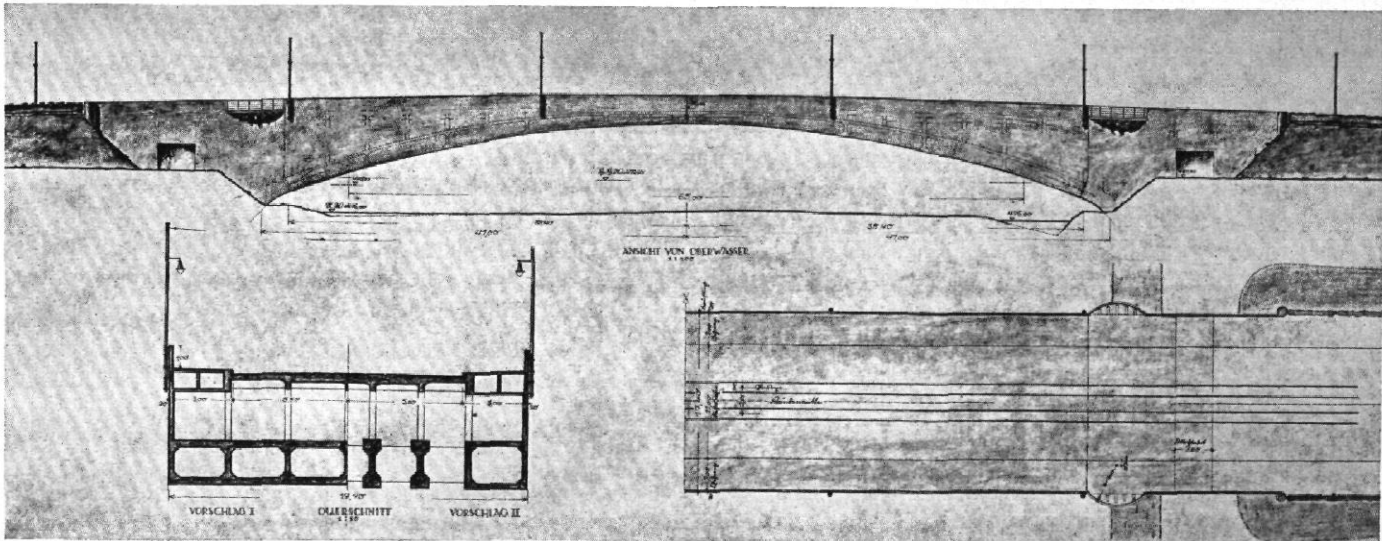


Abb. 12 | Lechbrücke Hochzoll bei Augsburg | Entwurf von Wayss und Freytag A. G., architektonischer Mitarbeiter Paul Bonatz, Stuttgart | Maßstab 1:700

STUTTGARTER SCHILDBÜRGERSTREICHE UND BERLINER BAUAUSSTELLUNG 1930

VON WERNER HEGEMANN

Es ist drollig anzusehen, wie eine Provinzstadt, die sich gerne einmal international gebärden möchte, verständige Maßstäbe vergessen und ins Nürrische verfallen kann. Als der Oberbürgermeister von Stuttgart (oder wer immer ihn am Seil führen mag) den Plan für die Stuttgarter Werkbund-Ausstellung zu unterstützen beschloß, verließ ihn plötzlich die Einsicht (wenn sie ihm nicht etwa überhaupt stets gefehlt hat), daß Stuttgart im letzten Jahrzehnt zum Sitze der führenden Architektonischen Hochschule Deutschlands, wenn nicht Europas, geworden ist, und daß ihre Leiter Paul Bonatz und Paul Schmitthenner zu den wenigen führenden Baumeistern gehören, deren Schaffen überall, außerhalb der Spießwelt Stuttgarts, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt wird. Nach echter Schildbürgerart, der Widersinn gerade behagt, wandten die braven Stuttgarter den Baumeistern, die der Ruhm Stuttgarts sind, den Rücken und schweiften geschäftig in die Ferne, um dort Größen zu entdecken, deren Vorführung den Stuttgarter Fremdenverkehr fördern sollten. Es ist sicher die Breslauer Kunstgewerbeschule, an der in erster Linie die Baukünstler zu suchen sind, die Hermann Muthesius in seinem letzten Aufsatz (vgl. Wasmuths Monatshefte für Baukunst 1927 S. 496) die Komiker der Stuttgarter Werkbund-Ausstellung nannte. In Breslau also, und nicht nur im lauten Berlin suchten sich die Stuttgarter ihre Gewährleute.

In Breslau fand man z. B. den Baumeister des hier auf Seite 9 abgebildeten Stuttgarter Versuchshauses, dessen narrenjackenhaft zusammengeflacktes Allerlei schließlich sogar seinen eigenen Erbauer in Verwirrung gesetzt hat. *Epater le bourgeois*, auf deutsch: Spießbürger zum erstaunten Maulaufreißen zwingen, ist ein Sport, der für Künstler heute längst veraltet und unanständig geworden ist. Neuen Reiz gewann er aber in Stuttgart. Dort nämlich waren es die Spießer selbst, die verschmizt ihre Geistesverwandten aus aller Welt zum verblühten Maulaufreißen einluden. Da der Bedarf an dreister Komik für derartige Zwecke in Breslau nicht völlig gedeckt werden konnte, ging man in die Heimat Till Eulenspiegels, an den Niederrhein. In Rotterdam entdeckte man einen Baumeister, der für Stuttgart ein Einfamilienhaus (oder Junggesellenheim?) erfand, in dem das Mädchenzimmer nicht nur altmodisch durch die Tür zugänglich ist, sondern zwecks modern gesteigerten Verkehrs auch durch eine breite unverschließbare Öffnung vom Treppenhaus her, aus dem dieses moderne Mädchenzimmer seinen gesamten Bedarf an Tageslicht und frischer Luft deckt.

Da ein altdeutscher Biedermeier zu faul ist, sein Maul zu rückhaltlosem Erstaunen aufzureißen, wenn ihm nicht auch etwas aus Paris vorgesetzt wird, ließ sich der Stuttgarter Oberbürgermeister von Monsieur Le Corbusier aus Paris ein Haus liefern, dessen beide Wohngeschosse einschließlich der Badegelegenheit ein einheitlicher Raum sind, von dem auch das Bidet der jeweiligen Herrin vor den Blicken der Hausfreunde nur durch eine halbhohe Wand geschützt ist, wie sie aus dem Paris der guten Zeit als primitive Einfriedung der Straßenpissoire wohlerinnerlich ist. (Derartige Einfriedungen wurden dort so niedrig gehalten, daß ein die Anstalt benutzender Herr seine etwa gleichzeitig vorüberwandelnden Freundinnen mit der freibleibenden Hand noch begrüßen konnte.) Diese und ähnliche „Attraktionen“ des Fremdenverkehrs haben sich in Stuttgart ausgezeichnet bewährt, und aus Ludwigshafen, wo man 1928 mit den Stuttgarter

Ausstellungserfolgen wetteifern möchte, wird bereits gemeldet, daß dort ein Haus von Le Corbusier als unentbehrlicher Hauptschlager in Aussicht genommen wird. Im Notfalle wird man sich mit einigen getreuen Nachahmungen helfen.

Gern würde man derartigen sommerlichen Rummel als Angelegenheit von nur örtlicher Bedeutung der verdienten Vergessenheit überlassen. Aber seine Urheber streben mit wohlorganisierter Aufdringlichkeit danach, die Reichshauptstadt 1930 zum Schauplatz eines ähnlichen Rummels, und zwar in beträchtlich vergrößertem Maßstabe, zu machen. Man darf sich also nicht damit zufrieden geben, daß ja schließlich die Stuttgarter Ausstellungssiedlung allerlei reizvolle Bilder gezeigt hat, daß ihre gegliederten Kuben malerische Überschneidungen und ihre hellen Farbtöne ein freundliches Gesamtbild ergaben, und daß es mit derartig simplizistisch zusammengestellten Kuben schlechterdings nicht möglich ist, eine häßliche Gesamtwirkung zu erzielen, weil sie sich notwendig zu einer gewissen Einheitlichkeit verbinden, die schöner ist als das Durcheinander verkrüppelter und häßlicher Dächer, das heute die Abhänge von Stuttgart entstellt. Gewiß sind selbst die besten Häuser in diesem Stuttgarter Chaos, z. B. die Gruppe, die von Bonatz, von Scholer und von Schmitthenner am Bismarckturm in bedauerlich widersprechenden Dachformen und Farben aufgestellt wurde, formal weniger einheitlich als die Stuttgarter Ausstellungssiedlung. Aber es handelt sich ja nicht darum, die neuen Viertel einer Stadt nach irgendwelchen vorgefaßten formalen Vorurteilen einheitlich zu dekorieren, sondern es sollen praktische, wirtschaftliche, lebensfähige Haustypen entwickelt werden, aus denen sich die notwendige künstlerische Einheit schließlich von selber ergibt. Gerade hierin aber hat die Stuttgarter Ausstellung hoffnungslos versagt. Während sie der Staunelust des sommerreisenden Publikums nimmerendenden Anlaß zur Heiterkeit lieferte, brachte sie allzuviel, was den ernsteren Betrachter geradezu hoffnungslos stimmen mußte. Eines der traurigsten Kapitel der Ausstellung waren die Häuser des Rotterdammers J. J. P. Oud, der in „Wasmuths Monatsheften für Baukunst“ zu oft als einer der tüchtigsten, praktischsten und sachlichsten unter den nach neuer Form strebenden Architekten gepriesen worden ist, als daß auf seine Stuttgarter Leistung hier nicht besonders eingegangen werden mußte. Oud's Stuttgarter Grundrisse wurden hier (Wasmuths Monatshefte für Baukunst 1927 S. 296) von Alexander Klein und Leo Adler kritisiert. Leider zwingt die Gerechtigkeit, dieser Kritik noch Manches hinzuzufügen. Bei einem Kleinhaus, das höchste Sparsamkeit verspricht, sind gerade auch kleine Dinge wichtig. Z. B. entlüftet Oud sowohl Treppenhaus als Abort durch Klappen im flachen Dach, die bei Regen, und wegen Regengefahr also auch nachts, geschlossen bleiben müssen. Der Eimerausguß ist im Flur angebracht, von der Küche durch zwei, von der Waschküche durch drei Türen getrennt. In der Waschküche kann Wasser nur auf den Boden gegossen werden und zwar nur ganz langsam, weil es sonst wegen mangelnden Gefälles des Bodens in den Keller läuft. Statt des im Dache fehlenden Trockenraumes gestaltet Oud einen besonderen aber viel zu kleinen Trockenraum über der Waschküche „architektonisch“, dessen Fenster der Fassadenwirkung zuliebe hinter dicken Säulensäulenstümpfen mit großen Schmutzwinkeln verlaufen. Um diese Säulenstümpfe sollen wohl die Wäscheleinen geschlungen werden



Abb. 1 | Ein Haus der Stuttgarter Werkbundsiedlung im Bau

„Ein chaotisches Durcheinander von Eisenteilen, Füllbeton, Schalbeton, Schwemmsteinen, Holzrahmen, Holzlatten, Dachpappen, Haken, Blechkammern, Bimsbetondielen, Gipsdielen, unsachgemäß in Zusammenstellung und Verbindung, Dilettantismus.“

Bedarf es eines Werkbundes und einer Studiengesellschaft, um derartiges zu studieren?

für welche die Haken fehlen. Dieser kostspielig geschaffene Trockenraum ist nur sehr mäßig heizbar, aber trotzdem so klein, daß bei seinem Anblick in meiner Gegenwart drei dicke Stuttgarterinnen, ohne die geringste spöttische Absicht, sich gegenseitig beruhigt zuriefen: „Speisekammer!“ Die Speisekammer fehlt nämlich im Erdgeschoß; statt ihrer findet sich in schöner Symmetrie zum Abfalleimer auf Pflasterhöhe ein Kästchen, dessen Inhalt vom Staube des Wirtschaftshofes nur durch ein grobmaschiges Sieb getrennt ist. Der symmetrisch aufgestellte Abfalleimer steht in einem Kasten, dessen tückische Winkel weder von innen noch von außen leicht auszumisten sind. Die als „praktischer Schrank zum Durchreichen“ gerühmte Verbindung zwischen Küche und Speisezimmer ist über 1 m breit und vom Erdboden gemessen nur 1,40 m hoch. Die zur Benutzung dieser Durchreiche erforderliche Gymnastik bereitet den Benutzer zum Gebrauch der Stühle im Speisezimmer des von Oud eingerichteten Hauses vor, die zwar eine hohe Rückenlehne aus vernickeltem Rohr, aber — sehr unbequem — keine Stütze fürs Kreuz haben. Das Erklettern der Stufen zum Obergeschoß, deren Setzstufe nur 20, deren Auftritte aber nur 23 cm messen, gelang den Ausstellungsbesuchern so schlecht, daß die Setzstufen stets schwarz von Stiefelwische waren, und im Garten gab es gar Stufen, deren Auftritt noch weniger maß. Im Obergeschoß gelang ein Badezimmer mit drei Türen. Außen ist am Hause jedweder Schutz durch Gesimse vermieden. Diese Liebhaberei Oud's entspricht

nicht etwa dem Zwange des Ausstellungsprogramms, vielmehr leisten sich seine Kollegen Dachüberstände je nach Lust; z. B. Behrens und Josef Frank wenigstens einige Zentimeter; Max Taut etwa 20 cm, und Döcker liebt gar noch die weitausladenden Gesimse Frank Lloyd Wrights und schützt seine Fenster und Hauswände mit Dachüberständen von etwa 50 bis 100 cm. Scharoun wirtschaftet abwechselnd mit und ohne Dachüberstände. Bei Oud dagegen ist keines der immer bündig mit der Außenwand liegenden Fenster vor Schlagregen geschützt. Nur über der Eingangstür ragt die „moderne“ kleine Kommandobrücke mit ihrer für Matrosen, nicht aber für Kinder geeigneten Leitervergitterung. Die Haupteingangstür unter dieser Kommandobrücke ist, wie sich das bei einem modernen Wohnmaschinenraum gehört, in der unteren Hälfte aus Eisen und in der oberen Hälfte aus undurchsichtigem Glas mit Drahteinlage; dieser Maschinenraumtür fehlt die kleine Klappe, die einen Blick auf Draußenstehende ermöglicht, ohne daß man die ganze Eisentür öffnet. Die nur teilweise, aber stark zersplitterte Unterkellerung der Häuser macht den Gebrauch der Dampfschaufel für die erhoffte massenhafte Herstellung zweifelhaft und zwingt zur Ausstellung von nur halb ausgenutzten Kellermauern. Der scheinbar so praktische Wirtschaftshof wird erkaufte durch den Aufwand von vier ausgebauten Umfassungsmauern, die bei kräftigerer Zusammenfassung des Grundrisses eine wesentliche Erweiterung der kärglichen Innenräume erlaubt und sogar die

Schaffung eines verandenartigen Raumes erlaubt hätte, in dem man von Regen unbelästigt im Freien sitzen könnte. Dieser wichtige Raum fehlt.

Nachdem das Ausland auf der Stuttgarter Ausstellung mit derartigen Raritäten aufgewartet hatte, durften auch die deutschen Nachahmer nicht zurückstehen, und ihre Leistungen suchten das Ausland zu überbieten. Durch dieses internationale Bemühen kamen die Stuttgarter Ausstellungswohnungen zustande, mit denen der Werkbund „vor In- und Ausland die Führung auf dem Gebiete des Wohnbaues übernehmen“ wollte. Nachdem die heutigen Wortführer im Werkbund, Männer wie Bruno Taut und Gropius, den weitsichtigen Hermann Muthesius im Jahre 1914 aus der Leitung des Werkbundes gedrängt hatten, weil er die Notwendigkeit moderner Typisierung erkannt hatte, haben diese romantischen Vorkämpfer rein „impulsiven, künstlerischen“ Schöpfens sich in Stuttgart das Geld der Steuerzahler verschafft durch die Behauptung, sie wollten neue Typen schaffen, die als Vorbilder für Serienherstellung dienen sollten. Zu dieser Behauptung sagte mir einer der bewährtesten Fachleute des Bauwesens (seinen Namen möchte ich verschweigen, weil ich ihn nicht der aufgeregt gehässigen Anfeindung der Stuttgarter Wortführer aussetzen möchte):

„In dieser Beziehung versagt die Ausstellung vollkommen. Nicht ein einziges der ausgestellten Häuser wird der Stadt als Unterlage für Serienherstellung dienen können, denn die Ausstellung bringt keine Typen, sondern ähnlich wie seinerzeit die Künstlerkolonie in Darmstadt individualistisch aufgefaßte Einzellösungen. Am weitesten entfernen sich vom Typenvorbild die Häuser von Le Corbusier. Der Grundriß des Doppelhauses (mit seinen mitten im Raume hängenden grausigen und sehr teuren Betonschränken, auf denen der Staub liegen bleibt, unter denen nie gelüftet die Kästen für Betten sind, der Grundriß mit Korridoren, in denen man sich nur schmalseitig durchschieben kann, mit Eisenpfosten frei mitten vor dem Fenster) ist kein Typenbild, sondern ein Kuriosum. Das Einfamilienhaus von Le Corbusier mit der großen Glaswand kann man nur als Wohnung für einen Sonderling ansprechen. Auch unter den anderen Einfamilienhäusern sind keine Typenvorbilder. Bruno Taut zeigt einen Grundriß mit engem, verwickeltem Vorplatz, voll von Türen, bringt plötzlich (wie Stahl treffend sagte) in den Schlafzimmern ganz unzulängliche Kammerfenster, die in kuriosestem Gegensatz zu dem bis jetzt modischen Aufreißen der ganzen Wände in Fenster stehen, das angeblich allein dem Luft- und Lichtbedürfnis des neuen Menschen Genüge tun konnte. Was sollen in dem sonst so zahmen Hause die wilden Farben? Kurz nach der Revolution machte man solche Dinge. Wer hat heute für derartige Inflationswitze noch Interesse? Erfreulich wirkt zwischenbinnen das Haus von Poelzig. Es hat einen angenehmen Grundriß, vernünftigen Vorplatz, harmonisch sitzende (wenn auch die Aussichtseite vernachlässigende) Fenster, schöne Räume, es ist eine ideale Wohnung und — zeigt gar nichts Neues! Man steht hier, daß je stärker die Potenz, um so geringer das Bedürfnis zu verblüffen ist. Peter Behrens brachte einen Mietshausgrundriß, bei dem der Hauptwohn- und Eßraum nicht weniger als sechs Türen hat. Dieser Raum ist gleichzeitig der einzige Zugang zur Küche und den Schlafzimmern. Als einzige Neuerung in der Grundrißbildung bleiben übrig die verschiebbaren Wände und die Terrassen und Dachgärten. Auch hier werden an sich vernünftige Gedanken übertrieben. Es ist wohl erwünscht, manchmal aus zwei Zimmern ein größeres zu machen. In einer Kleinwohnung aber einen an sich guten Wohnraum durch wegzuschiebende Wände mit dem Vorplatz und seinen vielen Türen zu verbinden, ist sinnlos. Auch in der kleinsten Wohnung besteht das Bedürfnis nach fest abgeschlossenen Räumen. Nur weltfremde Theoretiker werden das verneinen. Terrassen und Dachgärten sind eine Kostenfrage. Fritz Stahl sagte treffend: „Der Dachgarten ist in einer Siedlung mit Garten-

land am Hause durchaus überflüssig; er ist eine Großstadtidée. Über die vielgerühmte Schnelligkeit der Baumethoden ist nicht viel zu sagen. Der Augenschein hat gezeigt, daß bei der Eröffnung der Ausstellung — trotzdem diese um einen Monat hinausgeschoben war — fast nichts fertig war. Bis zur Fertigstellung verlief ein weiterer Monat, währenddessen ein großer Teil der Häuser „vorübergehend geschlossen“ war. Mit jeder herkömmlichen Baumethode hätte sich die Ausstellung in der gleichen oder kürzeren Zeit vollenden lassen. Bei der Erörterung der Baumethoden genügt es nicht, Versprechungen zu machen und Behauptungen aufzustellen, sondern Beweise zu bringen. Eine fachmännische Ausstellungsleitung hätte an jedem Hause — wie es der Anatom mit seinem Präparat tut — eine Ecke freigelegt, die tragenden und hüllenden Teile und die Haut gezeigt, daneben in zuverlässigen Tabellen Nachweise über Standfestigkeit, Haltbarkeit, Kosten und Arbeitsstunden gegeben. Nur so lassen sich Nutzenwendungen ziehen. Das einzige Objekt an dem etwas Derartiges angedeutet ist, ist das Frankfurter Haus von May mit seiner Zeittabelle. Aber auch diese Zeittabelle ist irreführend, weil sie sich über die vorbereitenden Arbeiten ausschweigt und alle Bauelemente und Hilfseinrichtungen als vorhanden voraussetzt. Wer die verschiedenen Baumethoden im Rohbau sah, bedauert es außerordentlich, daß sie durch gleichmäßigen Überzug verdeckt sind. Die ernsthafteren derselben, wie die Eisenständerbauten oder Hohlsteinbauten, bieten nichts Neues. Andere Baumethoden, wie sie etwa an dem Hause von Rading (vgl. Abb. I S. 9) angewendet sind, zeigten im Rohbau ein chaotisches Durcheinander von Eisenteilen, Füllbeton, Schalbeton, Schwemmsteinen, Holzrahmen, Holzplatten, Dachpappe, Haken, Blechklammern, Bimsbetondielen, Gipsdielen, unsachgemäß in Zusammenstellung und Verbindung, Dinge, die man nur als konstruktiven Dilettantismus bezeichnen kann. Angesichts solcher Versuche begreift man den Standpunkt mancher Kreditinstitute, die Baudarlehen nur auf Massivbau geben. Es ließe sich noch darüber reden, inwieweit ein Qualitätsmangel gegen Ersparnisse an Zeit und Geld in Kauf genommen werden könne. Aber die eben beschriebene Methode bringt keine Ersparnisse, weder in Zeit noch in Geld. Ein Haus wie das beschriebene ist bei allen seinen Mängeln teurer als ein Massivbau mit 38 cm Wanddicke. Die Berechnungen von einer Wärmeabhaltung der Außenwände gleich einer Massivwand von 80 cm sind für die Leichtgläubigen aufgestellt. Bei den meisten der gezeigten Wandkonstruktionen ist es nicht möglich, Röhren versenkt zu führen. Diese Not wird als Tugend ausgegeben, die Röhren werden durch grelle Farben noch deutlicher hervorgehoben, elektrische Zuleitungen auf Holzleisten sehen aus wie Geleisführungen¹⁾. Die Sichtbarmachung dieses störenden Zubehörs wird mit „Technischer Wahrhaftigkeit“ begründet, was nicht hindert, daß innerhalb des hölzernen Gebäudes des Badezimmer-Fußbodens im Hause Scharoun die Röhren horizontal kreuz und quer geführt werden. Man sieht Röhren, die oben frei vor der Wand liegen, unten schief, teilweise in der Wand verschwinden, fast jeder Durchgang von Röhren durch Fußboden und Wand ist unsauber durchgeführt, es entstehen überall hinter den Röhren nie sauber zu haltende Schmutzecken, der handwerkliche Anstand, auf den es bei einer Ausstellung in allererster Linie ankommt, ist häufig in gröblicher Weise verletzt. Hier gelten keine Ausreden von Zeitmangel oder schlechten Handwerkern. Auch andere der gezeigten Baumethoden, etwa die zickzackförmig gestellten Bretter für Wände und Decken, haben ihre Lebensfähigkeit erst zu beweisen. Es wird die Aufgabe der Reichsforschungsgesellschaft sein, alle neuen Methoden gründlich zu prüfen und zu beurteilen. Endlich ist mit diesem vom Reich eingesetzten Institut eine Stelle geschaffen, die unparteiisch prüfen und in das von den

¹⁾ Auf diese und ähnliche Mängel hat E. Wedepohl in seiner ausführlichen Kritik der Stuttgarter Ausstellung (vgl. Wasmuths Monatshefte 1927, S. 391) hingewiesen.

Interessentengruppen in die Baumethoden hineingebrachte Chaos wieder Ordnung bringen kann. Es ist köstlich, zu beobachten, mit welcher Rübrigkeit die einzelnen Industrien, Glas, Eisen, Zement, Dachpappe mit bewußt und unbewußt vorgespantten Architekten neue Baumethoden und Baustile propagieren, die eine ausgiebige Verwendung ihrer Materialien bedingen. Diese Rübrigkeit auf der einen Seite hat die Ziegelindustrie auf der anderen Seite mit einem sorgfältig ausgestatteten Buch über den Ziegelbau auf den Plan gelockt, einem schönen Buche, das aus der unbegründeten Sorge entstanden ist, es wolle vielleicht plötzlich niemand mehr in Ziegeln bauen. Die Gegenseite schreibt wiederum dazu: „Wenn soviel Aufwand nötig ist, um den Ziegel zu erhalten, so beweise das, daß an diesem Material etwas faul sei.“ Auch hier kann man der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegensehen. Nicht eine noch so heftige literarische Erhitzung wird den Konkurrenzkampf entscheiden, sondern jedes Material wird dort seinen Platz behalten, wo es wirtschaftliche und technische Vorzüge vor dem anderen hat.“

Ähnlich wie dieser hier zitierte Praktiker urteilt die erfahrene, großstädtische Wohnungspflegerin Frau Dr. M. E. Lüders, M.d.R., in ihrem Aufsatz „Baukörper ohne Wohnung“ (vgl. „Die Form“ Oktober 1927):

„Wer die Häuser in der Weißenhof-Siedlung eingehend besichtigt, fragt sich erstaunt, ob denn an den meisten von denen, die sie entworfen und ausgeführt haben, alle Forderungen, die an die Benutzbarkeit einer Wohnung als Familienheim gestellt werden müssen, spurlos vorübergegangen sind. Fragt man sich, ob sie denn noch gar nichts von den Erfordernissen, die die tägliche häusliche Bewirtschaftung an einen Bau stellen muß, gehört haben? Nur ein paar Beispiele: Es finden sich dort (erbaut von Mies van der Rohe) bis auf die Erde hinuntergehende, riesige mit breiten Flügeln versehene Treppfenster, die, geöffnet, den Durchgang auf dem Treppensatz vollkommen verstellen und eine beispiellose Gefahr für die Kinder im Hause bilden. Vor einem dieser Fenster befindet sich auch noch eine über der Eingangstür liegende Bedachung — ohne Geländer. Die Fenster selber haben in Treppensatzhöhe drei horizontal liegende Gitterstäbe, die aber so weit gestellt sind, daß auch noch sechs- und mehrjährige Kinder ganz leicht durchklettern können. Die Bewohner von Zwei- und Dreizimmerwohnungen pflegen aber kein Kinderfräulein zu haben, das jedes Kind sorglich hinuntergeleitet und dazu Roller, Schlitten usw. an den tiefgehenden Scheiben vorbeilaviert. — Unter dem Motto: „Die Landschaft wird in den Raum gezogen“, finden sich solche bis zur Erde reichenden Fenster auch in verschiedenen Wohnungen. Die Wände sind zum Teil vollkommen in Glas aufgelöst — nach Norden wie nach Süden in dem gleichen Raum. In solchen Räumen ist ein beständiger, für kleinere Kinder keineswegs unbedenklicher Gegenzug über den Fußboden hin. Im Sommer sind diese Räume, deren Fenster wegen ihrer Größe und hohen Lage keine Holzläden haben können, glühend heiß, und das Licht in ihnen ist so blendend, daß kleinere Kinder am Tage und etwas größere in den früheren Abendstunden darin nicht schlafen können. In einigen Wohnungen ist die Landschaft auch in die — nach Süden gelegene — Speisekammer, mit Hilfe eines bis auf einen geringen Sockel die ganze Wand einnehmenden Fensters, gezogen!! Es ist ein Irrtum, wenn die Erbauer vielleicht annehmen, daß der Mensch im Sommer einzig und allein von dicker Milch lebt. — An anderer Stelle ist der gleiche Sinn für die Schönheit der Natur der ebenfalls nach Süden liegenden Küche und an dritter Stelle der Badestube zugute gekommen. Über die Temperatur in der ersteren dürfte im Sommer kein Streit sein. Diese Küche hat aber einen weiteren, schweren hauswirtschaftlichen Fehler: der für die Anzahl der auf dieses Haus zu berechnenden Personen sehr kleine Gasherd liegt dem Fenster gegenüber an einem kurzen Wandstück zwischen zwei im rechten Winkel zueinander gruppierten Türen. Erstens dreht man dem Licht beim Kochen den Rücken zu, zweitens schlägt die Gasflamme jedesmal durch,

wenn eine Tür geöffnet wird, und drittens ist es ein Gotteswunder, wenn nicht jeder, der durch die Tür geht, ein Kochgeschirr vom Herd reißt oder der Flamme zu nahe kommt. Da die Küche den Vorzug der Südlage im Erdgeschoß hat, liegen zwei Schlafzimmer, davon das größere für zwei Personen, nach Norden halb unter der Erde!! (Rading). — In dem Badezimmer eines Hauses befindet sich neben anderen auch hinter der Badewanne ein großes, nicht zu öffnendes Fenster. Da die Wanne gleich unter dem Fenster endet, bleibt die Frage unbeantwortet, wie man das Fenster, das im ersten Stock liegt, reinigen soll. In innen müßte man eine Leiter in die Wanne stellen, was eben nicht geht, und für außen das Reinigungsinstitut bestellen. — In verschiedenen Häusern konnte man bemerken, daß auch nicht die geringste Möglichkeit bestand, einen nassen Mantel, Gummischube, Regenschirme abzulegen, dabei handelt es sich um Familienwohnungen; dafür gab es aber eine Terrasse von etwa 20 qm. In denselben Wohnungen fanden sich wunderschöne Möbel, Kunstwerke in Entwurf und Ausführung, leider war unter den Möbeln nicht ein einziger Waschtisch, und in der sehr kleinen Badestube der einen Wohnung befand sich nur ein sehr kleines Waschbecken; in der zweiten Wohnung fehlte auch dieses. Wenn Wohnungen eingerichtet vorgeführt werden, wie das in der Weißenhof-Siedlung eingehend der Fall ist, so scheint uns der Zweck nicht nur darin zu liegen, daß man schöne Möbel zeigt — die übrigens für die Bewohner dieser Häuser schon wegen ihres Preises bestimmt nicht in Betracht kommen —, sondern, daß man die Beschauer über die praktische Einrichtungsmöglichkeit belehrt, sie zu Geschmack für die Befriedigung der Bedürfnisse des täglichen Lebens erzieht, so wie es ist und nicht so, wie es der Schönheitsinn des Herrn N. N. in den luftleeren Raum konstruiert. Die Küche ist in den gleichen Wohnungen bemerkenswert lieblos und dürftig durchgeführt. In anderen Küchen, die sonst gute Dimensionen, praktische Raumeinteilung usw. haben, findet man jedoch Fenster, die so hoch über einem derart breiten angebauten Küchentisch liegen, daß jede normal große Frau sie nur mit Hilfe eines Stuhles öffnen kann.“

Als der prahlende Ausreißer Falstaff von seinen boshaften Freunden gefragt wurde, ob er wirklich sieben Gegner auf einen Streich erlegt hätte, wich er der Antwort aus und erging sich statt dessen in Klagen über das Schicksal seiner angeblichen Opfer. Mit derselben Schläue plaudert die „Rote Korrespondenz“, die das Sprachrohr der Architektenclique ist, welche in Stuttgart ausschließlich zu Worte kam. Sie pocht stolz auf die „rationalen“ Stuttgarter Leistungen und klagt, es sei „bezeichnend, daß der Wiener Joseph Frank fast als einziger Wert darauf gelegt hat, seine Räume so auszugestalten, daß sie als passende Umgebung einer Dame von Welt gedacht werden können. Für die rationale Gestaltung der Küche, zum Teil auch der Waschküche, Plattenkammer und für möglichst einfache Zentralheizung ist sehr viel getan, dagegen sind Räume, in denen eine Frau sich gerne aufhalten würde, selten zu sehen“. Es ist zwar nicht abzusehen, warum die Räume, die Hans Poelzig in Stuttgart geschaffen hat, nicht ebenso für eine Dame von Welt passend sein sollten wie die Räume des Wiener Frank. Was aber die „rationelle Gestaltung“ anbetrifft, die für die Stuttgarter Leistungen in Anspruch genommen wird, so handelt es sich dabei, wie oben dargetan wurde, größtenteils um kindlich wahnende Selbstgefälligkeit oder um kecke Prahlerei. Im übrigen scheint allerdings das meiste von dem, was man in den modernistischen Bauschöpfungen zu sehen bekommt, in der Tat nicht für Frauen von Herzens- und Geistesbildung, sondern für die Figuren eines Phantasiefilms von Dr. Caligari oder für die weiblichen Insassen eines literarischen Cafés geschaffen zu sein.

Kein Wunder also, daß Männer, die wie z. B. der Stuttgarter Paul Schmitthenner wirklich sachlich aus dem Bauvorgang schaffen, statt literarischen Flausen nachzulaufen, 1926 deshalb

genau so aus dem Werkbunde gedrängt wurden, wie 1914 Muthesius, weil er damals schon rationelle Typisierung verlangte.

1930 soll nun Berlin der Schauplatz einer wirklichen Bauausstellung werden, d. h. also einer Bauausstellung, in der nicht nur wie in Stuttgart eine enge Gruppe von rückständigen architektonischen Formalisten, sondern die führenden Baumeister Deutschlands zu Worte kommen sollen. Glücklicherweise hat der Berliner Stadtbaurat Dr. Martin Wagner nicht nur Verständnis für die Bedürfnisse einer Großstadt, sondern auch die erforderliche Verachtung für die Machenschaften, an denen die Stuttgarter Versuche technisch und künstlerisch gescheitert sind. Stadtbaurat Wagner erklärte (vgl. Berliner Tageblatt 29. XI. 27 Nr. 563): „Ich habe alle Kollegen dringend gewarnt, die Stuttgarter Ausstellung zu bearbeiten und habe an dieser Ausstellung als Fachmann die schärfste Kritik geübt. Ich denke nicht daran, eine ähnliche unausgereifte und überstürzte Arbeit in Berlin zu unterstützen.“ In der Tat, eine Wiederholung der Schildbürgerstreich, die in Stuttgart gemacht worden sind, und die in einer Provinzstadt zur Erheiterung eines ahnungslosen Sommerreisepublikums völlig ausreichen, würden in einer Großstadt wie Berlin zum Anlasse berechtigten, internationalen Gelächers werden.

Wenn in Berlin, wie beabsichtigt wird, viele Millionen für eine Bauausstellung ausgegeben werden sollen, handelt es sich nicht mehr um eine provinzielle Angelegenheit, in der das Gezänk und der kurzsichtige Ehrgeiz einer Kleinstadt die fähigsten Kräfte auszuschalten vermag. Eine Berliner Bauausstellung ist eine deutsche Angelegenheit, und in ihr müssen die besten deutschen Architekten an erster Stelle stehen. Wer die besten und zukunfts-vollsten deutschen Architekten sind, darüber wird die Meinung bei ernst zu nehmenden Beurteilern kaum auseinandergehen. Ich für mein Teil möchte sagen, daß Schmitthenner, Tessenow, Bonatz, Poelzig in erster Linie genannt werden müssen, wenn ein Ausschuß zusammengebracht werden soll, der der Reichshauptstadt würdig ist. Wenn etwa Gegensätze zwischen diesen führenden Männern bestehen sollten, wird es die Aufgabe ihres guten Willens für eine große deutsche Sache und besonders auch die Aufgabe des verständnisvollen Berliner Oberbürgermeisters und des Stadtbaurats sein, diese Gegensätze auszugleichen. Nur so wird eine Ausstellung gelingen, die der aufstrebenden deutschen Baukunst gerecht werden, der planmäßigen Bauwirtschaft deutscher Städte Vorbilder liefern und uns im Ausland zur Ehre ge-reichen kann.

W. H.

DIE WISSENSCHAFTLICHE BEDEUTUNG DER DAUER-BAU-AUSSTELLUNG BERLIN 1930

Über die wechselvolle Vorgeschichte der Dauer-Bauausstellung Berlin 1930 haben wir in den Monatsheften (vgl. W. M. B. 1927, S. 506—507) und im „Städtebau“ (vgl. 1927, S. 198) ausführlich berichtet. Es sei hier noch die schematische Darstellung über den geplanten Aufbau der Ausstellung nach der Denkschrift wiedergegeben (Abb. 1).

Über die Bedeutung der Ausstellung als Lehr- und Forschungs-Institut äußerte sich Professor Siedler von der Technischen Hochschule, Charlottenburg:



Abb. 1 | Übersicht der Dauer-Bauausstellung Berlin 1930
Verkleinerte Wiedergabe nach der Denkschrift des „Vereins Bau-
ausstellung“ Berlin-Charlottenburg 2

„Wir befinden uns in einer Zeit, in der man von einem Stillstand in der Bauindustrie nicht sprechen kann. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht neue Baustoffe zur Verwendung empfohlen, in der nicht neue Bauweisen, neue Baumaschinen und -geräte auf den Markt gebracht werden. Die Baustoffindustrie wie die Bauindustrie und ebenso die für sie arbeitende Maschinenindustrie brauchen eine Versuchsstelle, eine Forschungsstätte. . . Daneben erwachsen der Ausstellung Aufgaben als Lehrinstitut. Dem strebsamsten Techniker ist es heute nicht mehr möglich, bei dem Übermaß technischer Neuerungen seine Kenntnisse auf der Höhe der Zeit zu halten. Da kann die Dauer-Bauausstellung eine segensreiche Wirksamkeit entfalten, zumal sie auch das ganze Gerät, das an den Arbeitsstellen des Hoch- und Tiefbaues gebraucht wird, vorführen und alle Bauweisen und Baukonstruktionen zur Darstellung bringen wird, und zwar in einer Zeitfolge von mehreren Jahren.

So wird die Ausstellung ein technisches Bildungsinstitut von außerordentlichem Ausmaß. Sie erscheint berufen, eine Lücke in der bisherigen Organisation unseres technischen Unterrichts zu schließen. Alle unsere Bauschulen, Akademien und Technischen Hochschulen leiden darunter, daß ihnen praktische Versuchsfelder und Lehrwerkstätten fehlen. Die gegenseitige Befruchtung von Praxis und Theorie fehlt völlig. Dadurch ist das Bauwesen in seiner Weiterentwicklung zweifellos stark behindert worden. Jetzt wird durch die ständige Ausstellung ein Forschungs- und Lehrinstitut von internationaler Bedeutung geschaffen werden.

Hier können Bauhandwerker in Abend- und Sonderkursen ihre Weiterbildung finden, die Besucher von Fach- und Bau-gewerkschulen ihr Wissen ergänzen. Hier können den Studierenden der Bauingenieur- und Architektur-Abteilungen der Technischen Hochschulen Einblicke in die Baupraxis gegeben werden, die ihnen keine Hochschule der Welt vermitteln könnte. Hier werden auch die Baubeamten des Staates und der Kommunen, die leitenden Angestellten der Privatwirtschaft, die freischaffenden Architekten und Ingenieure Anregungen empfangen können, die sich dann zum Nutzen des Gesamtfaches und dem der deutschen Wirtschaft überhaupt auswirken werden.“



Abb. 1 | Haus Roser, Stuttgart | Blick vom Feuerbachweg | Im Vordergrund Garage mit Eingang
Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart
Vgl. Abb. 2—16

NEUE ARBEITEN VON PAUL SCHMITTHENNER

Wer sich die überragende Bedeutung klar machen will, die heute Männer wie Paul Schmittbenner und Heinrich Tessenow für die künftige Entwicklung unserer Baukunst haben, darf sie vielleicht mit dem modernen russischen Musiker Igor Strawinsky vergleichen. Strawinskys Schaffen zerfällt in zwei große Phasen. Die eine, frühere, zeigt sich durchaus beeinflusst von national-russischer Volks- und Tanzmusik; die zweite ist erfüllt von Werken, die einen mehr internationalen Charakter haben. Es wäre auch gewiß nicht richtig, anzunehmen, daß Strawinsky als Schaffender eine innerlich entscheidende Wandlung durchgemacht und daß er sich dem Heimatboden entfremdet hätte. In seinem Wesen lag vielmehr von vornherein die Hinneigung zu einer europäischen Haltung: „er mußte ein musikalischer Weltbürger werden, der aus jedem Boden die schöpferischen Kräfte an sich zog, um sie in durchaus eigener Weise für sich zu verwerten. Nur dadurch“, so heißt es im Programm zur Strawinsky-Aufführung, die uns Furtwängler kürzlich bescherte, „nur dadurch läßt sich Strawinskys weltweite Wirkung erklären, nur so konnte er jener Führer auf neuen Wegen und zu neuen Zielen werden, der eine Epoche musikalischen Schaffens eröffnet. Aber der Weltbürger Strawinsky, der die neue Musik aufs stärkste befruchtet, bleibt zuletzt doch Russe in der elementaren Art seines Musizierens, in der Urkraft seines Temperaments“.

Ähnlich wie der Weltbürger Strawinsky stets Russe, so bleibt der Elsässer Paul Schmittbenner stets Alemanne. Aus allen seinen Bauten spricht virtuose Beherrschung vor allem des Formwillens seiner engeren Heimat. Und doch ist er von der Heimatkünstelei frei, die als Entschuldigung für das Provinzielle und Unbeholfene zurückgebliebener Leistungen gebätschelt wird. * Schmittbenners Bauten wirken wie Landedelleute, die sich nach großer Welterfahrung

auf ihre Güter zurückzogen, die aber nie in Verlegenheit geraten, wenn sie einen Großen der Welt empfangen sollten. Hand in Hand mit dem verfeinerten und stolz in würdiger Heimat verankerten Formgefühl geht bei Schmittbenner die zuverlässige Beherrschung der technischen Mittel und die gewissenhafte Verwertung der technischen Erfordernisse bei der Weiterentwicklung der Form. W. H.

Deutlicher als alles, was über Schmittbenner gesagt werden könnte, sprechen seine sparsamen gelegentlichen Äußerungen über seine Ziele. Es seien deswegen hier mit seiner Erlaubnis einige Stellen aus einem Briefe angeführt, den er dem Herausgeber einmal schrieb:

Ich unterrichte, wie Sie wissen werden, „Baukonstruktion“, nicht etwa „Baugeschichte“ oder „Stil- und Formenlehre“.

Da sitzen nun junge Menschen vor mir, die in einer Zeit aufwachsen, in der ein neuer Stil entsteht. Entsteht? Nein, schon gesiegt hat, sofern mein Freund W. C. Behrendt recht hat mit seinem grundgescheitern Buch „Der Sieg des neuen Baustils“.

Wenn er doch ein Fragezeichen dahinter gemacht hätte!

Vielleicht hat er es nur vergessen?

Als ich im ersten Semester stand, war gerade auch ein neuer Stil gefunden — der Jugendstil. — Das sind jetzt 25 Jahre her. Gegen einen neuen Stil wäre nichts einzuwenden, wenn ein „neuer Stil“ nur jedes Vierteljahrhundert käme, obwohl die Spanne immerhin noch etwas kurz wäre im Vergleich zu früher. Diese Kürze erklärt sich wohl aus dem bekannten Eiltempo der Zeit. Aber es stimmt ja gar nicht! In den 25 Jahren, hat der Stil mindestens so oft gewechselt wie das Kleid der Frau, kurz, lang, weit, eng, noch kürzer, noch enger. —

Man hat es uns nicht leicht gemacht!



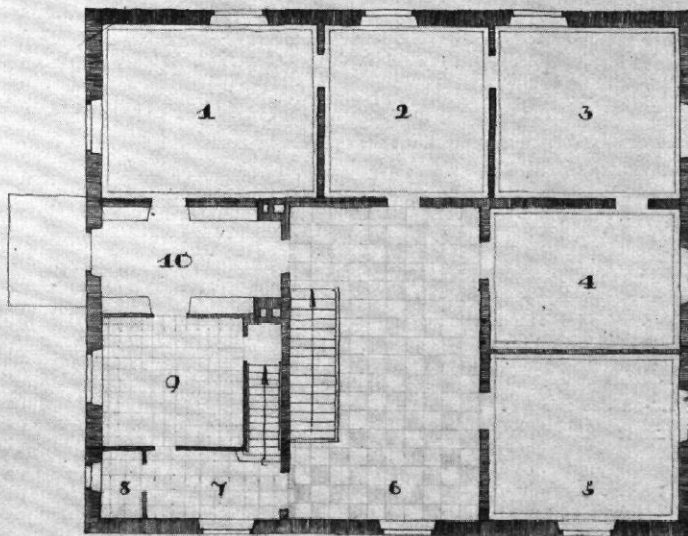
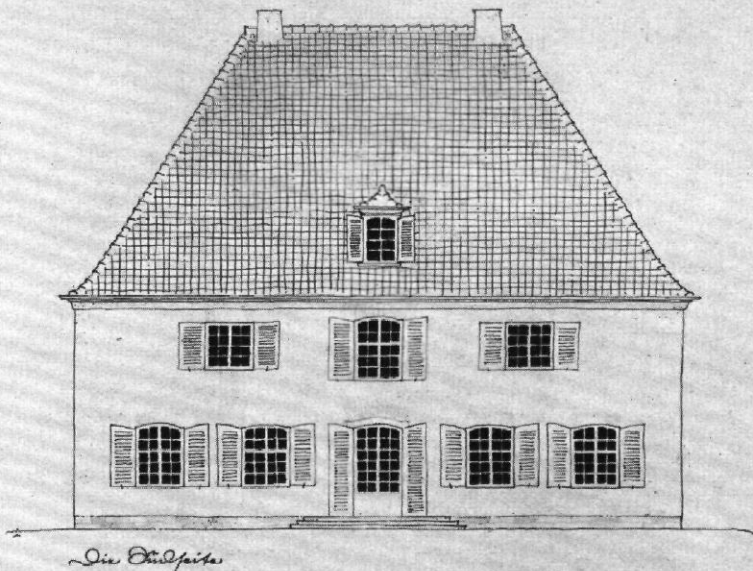
*Abb. 2 | Haus W. Roser, Stuttgart | Südseite | Backstein-Rohbau geschlemmt, Sockel Bruchstein | Vgl. Abb. 1 und 3-16
Arch.: Paul Schmittbenner, Stuttgart*



*Abb. 3 | Haus W. Roser, Stuttgart, Garage mit Eingang am
Feuerbacherweg | Vgl. Abb. 1 und 3-16
Arch.: Paul Schmittbenner, Stuttgart*

HAUS W. ROSER

Stuttgart
1923
+



Das Obergeschoß

1. Die Wohnkammer 2. Die Kaminzimmer 3. und 4. Die Schlafkammer 5. Die Garderobe
6. Die obere Halle 7. Die Treppe 8. Die Treppe 9. Das Badzimmer 10. Die Zentrale

Abb. 4 | Haus W. Roser, Stuttgart | Ansicht der Südseite und Obergeschoßgrundriß | Maßstab 1:200 | Vgl. Abb. 1-3 und 5-6
Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

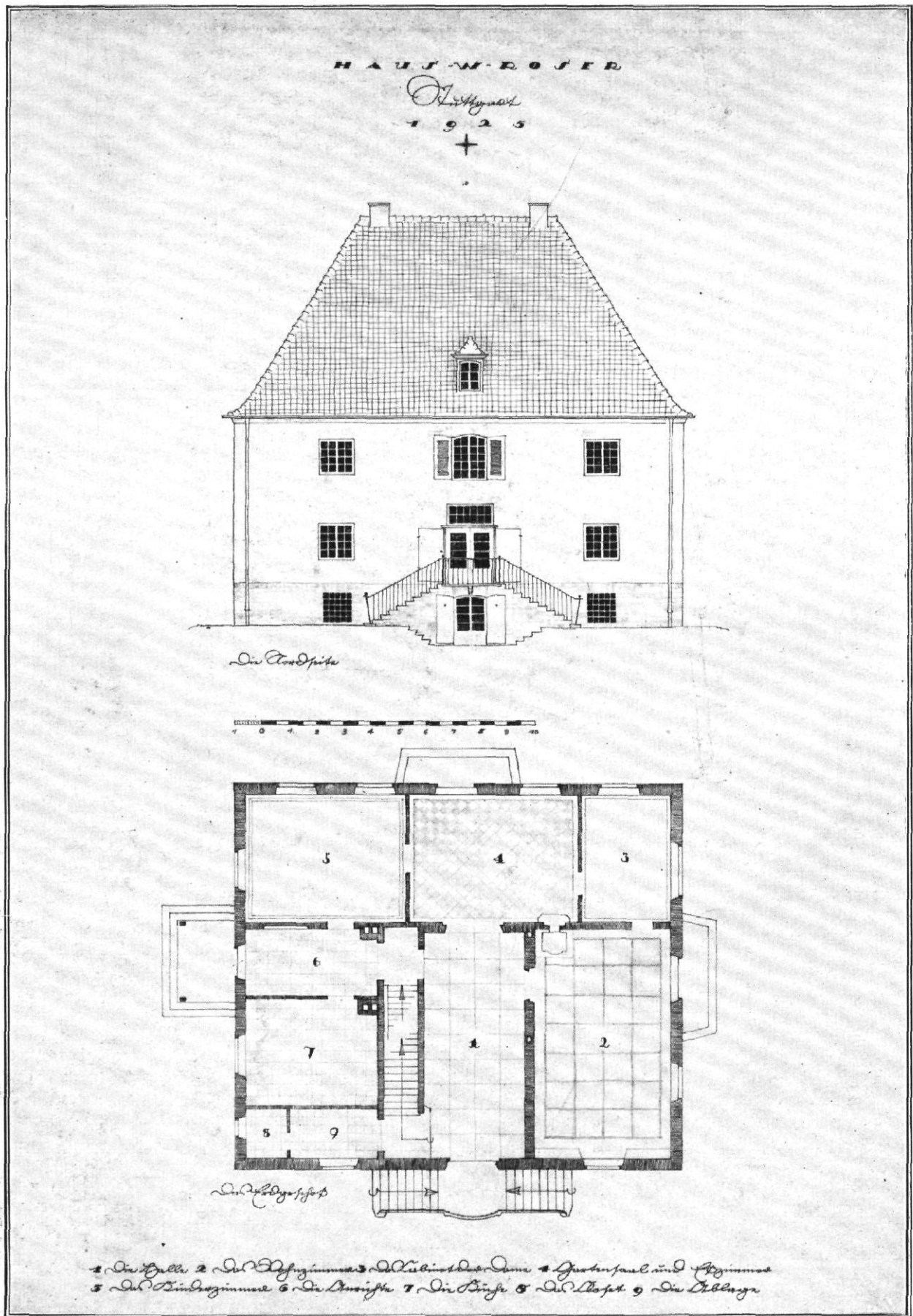


Abb. 5 | Haus W. Roser, Stuttgart | Ansicht der Nordseite und Erdgeschoßgrundriß | Maßstab 1:200 | Vgl. Abb. 1-4, 6-16
 Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

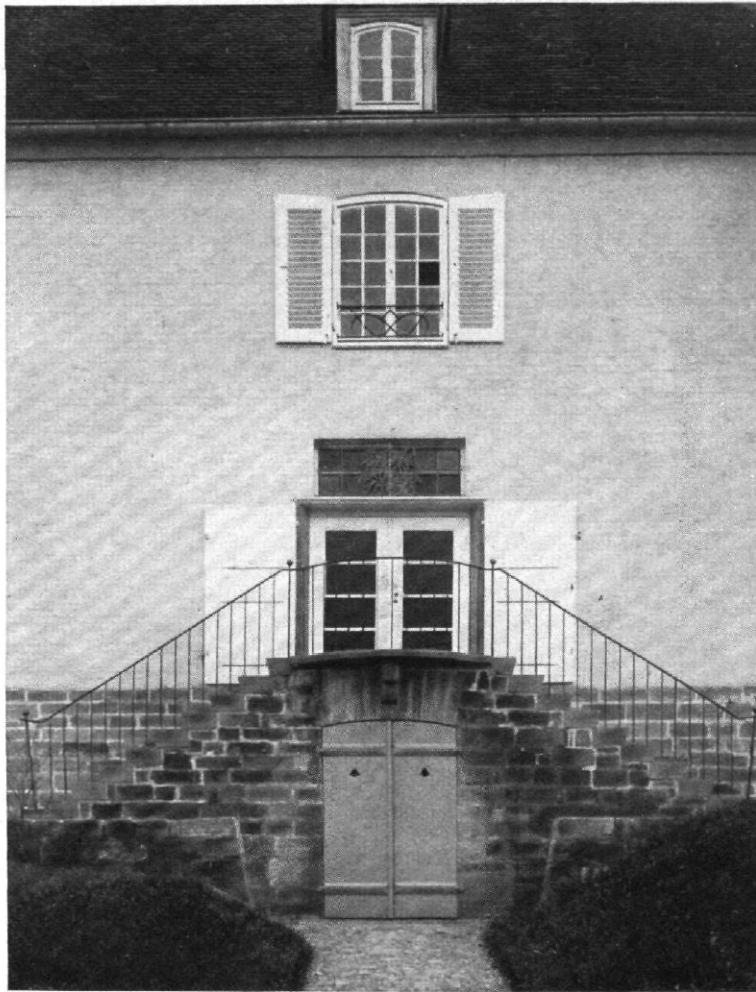


Abb. 6 | Haus W. Roser, Stuttgart | Eingang an der Nordseite | Architekt: Paul Schmittbener, Stuttgart

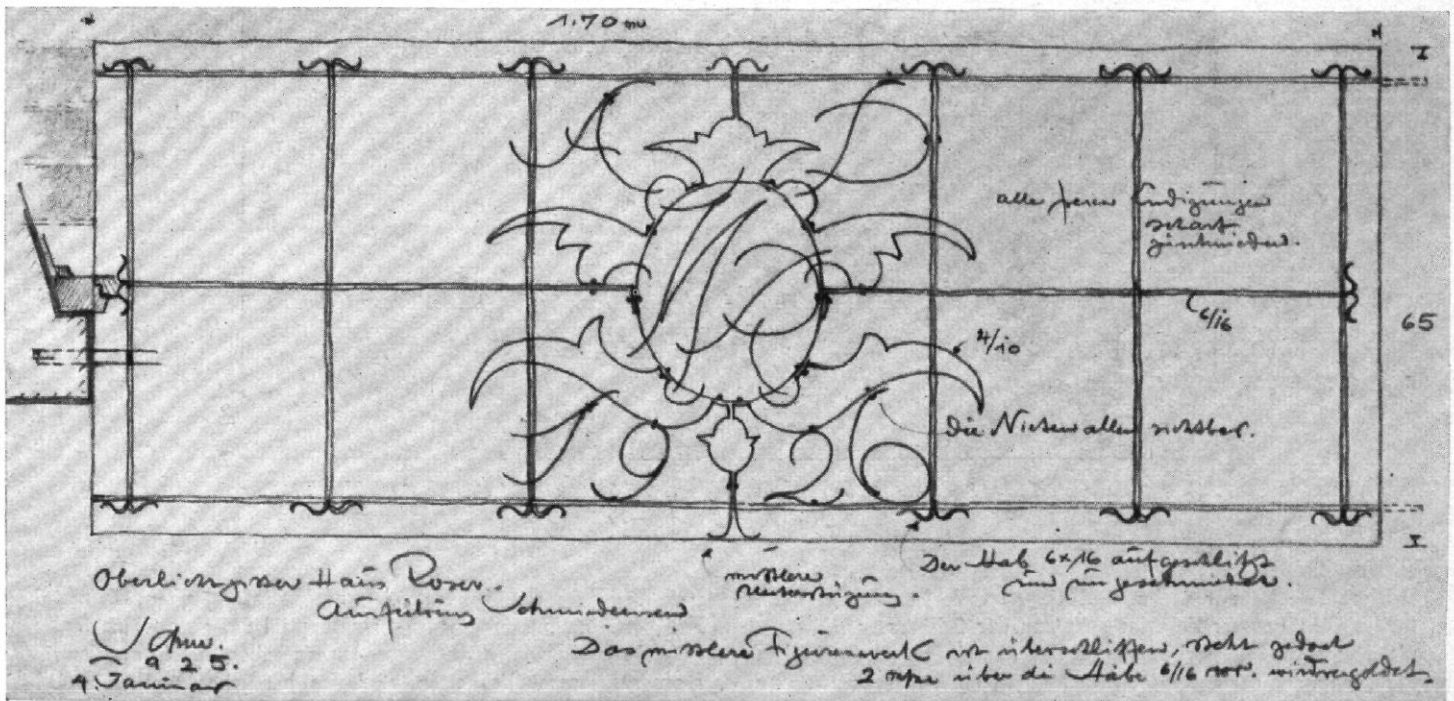


Abb. 7 | Entwurfs-Skizze von Paul Schmittbener für das Oberlicht der Eingangstüre in Abbildung 6



Abb. 8 | Haus W. Roser, Stuttgart | Tür des Gartensaals an der Südseite | Architekt: Paul Schmittbenner
Vgl. Abb. 1—7 und 9—16

Diese Epoche der vielen und kurzen Stile kennzeichnet die Stillosigkeit unserer Zeit, ist geradezu der Stil unserer Zeit. —

Alle großen Stilepochen entstanden aus einer neuen geistigen Strömung, aus der entweder neue Bauaufgaben entstanden, oder die sich neue Bauaufgaben stellte.

Das Wechselspiel zwischen neuen Konstruktionsgedanken, die

neue Lösungen ermöglichten, oder neuen Baugedanken, die neue Konstruktionen erzeugten, ist ein Kapitel für sich. Uns fehlt es wahrhaftig weder an neuen Bauaufgaben, noch an neuen Konstruktionsmöglichkeiten, und das herrliche Durcheinander und Nebeneinander, das wir seit Jahrzehnten erleben, sollte uns doch zu denken geben.



Abb. 9 | Haus W. Roser, Stuttgart | Gartensaal | Fußboden Solnbojer Platten, Wände bell getönt, Decken und Hoblkeble weiß | Vgl. Abb. 1-8 und 10-16
Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

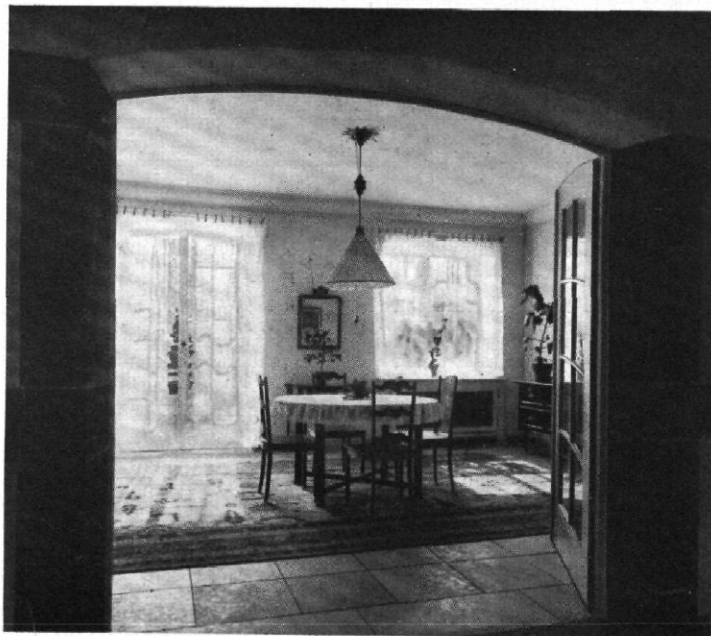


Abb. 10 | Haus W. Roser, Stuttgart | Blick von der Halle nach dem Gartensaal
Vgl. Abb. 1-9 und 11-16 | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

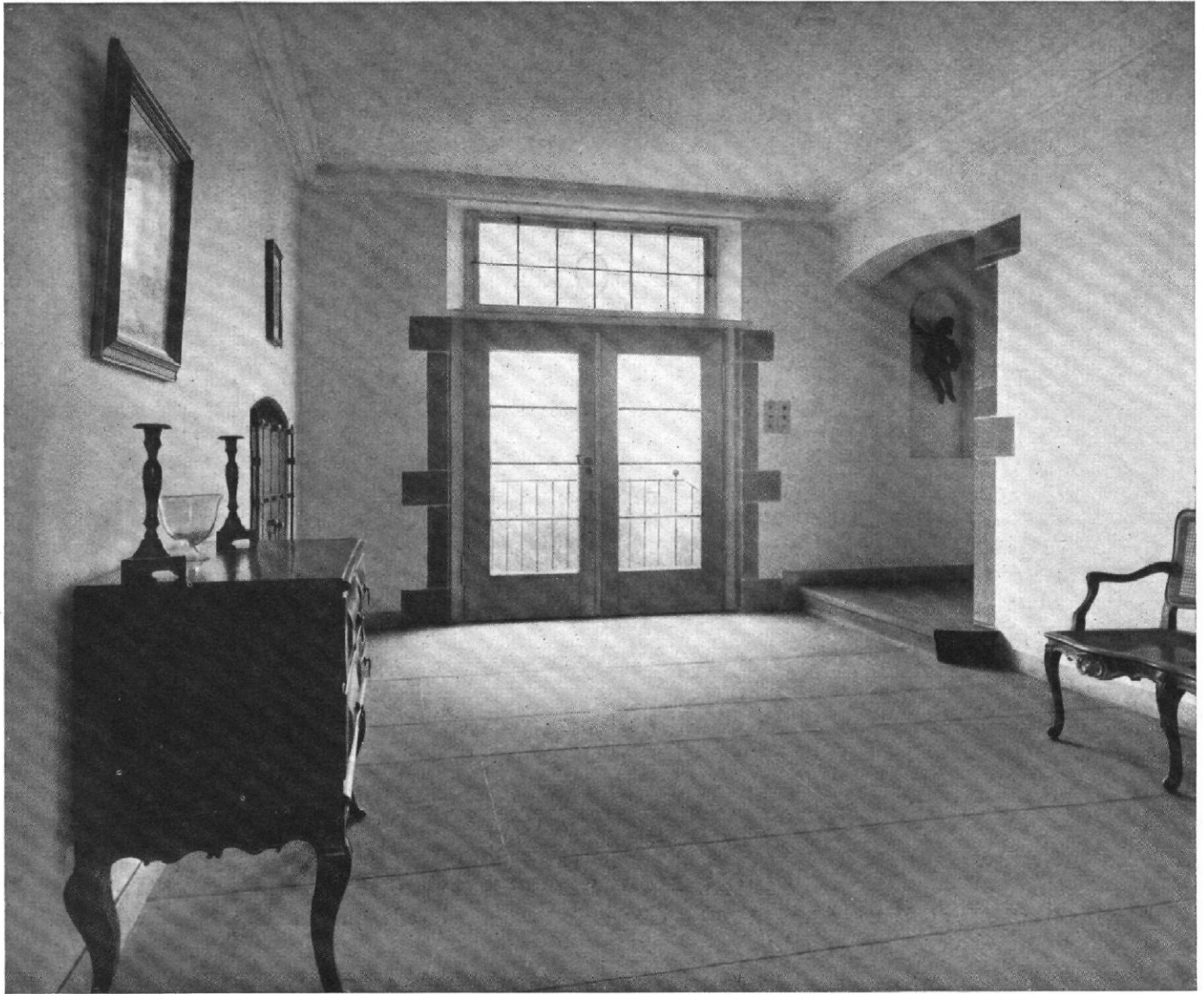


Abb. 11 | Haus W. Roser, Stuttgart | Halle im Erdgeschoß | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart
 Decken und Wände weiß getüncht, Plattenboden und Gewände in rotem Sandstein mit weißen Adern

Vgl. Abb. 1—10 und 12—16

Es langt uns einfach noch nicht zum Stil. Das Schrittmaß unserer Zeit ist beherrscht von der Maschine. Wir leben in dem Jahrhundert der Maschine mit allen ihren Folgeerscheinungen auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete.

Die Maschine, die Technik beherrscht uns einseitig und darin beruht der Mangel geistiger Geschlossenheit, aus der allein ein Stil erwachsen kann.

Unsere Maschinen freilich haben Stil, *wir* aber nicht.

So sehr herrscht die Maschine, daß die Erfindung der „Wohnmaschine“ möglich wurde! So sehr beherrscht uns der Verkehr — eine der Folgen der Maschine —, daß sogar die „Verkehrslinie“ der 10 qm großen Küche erfunden wurde!

Diese Dinge werden später einmal als Kennzeichen für unsere Hilflosigkeit genannt werden.

Diese Erscheinungen erinnern an die Schäferspiele der Epoche Rousseaus. Stile lassen sich aber so wenig proklamieren wie Freiheit und Menschenrechte.

Ich bin vom Thema abgekommen. Ich sollte Ihnen ja von der Art meines Unterrichts erzählen oder wie ich an meine Aufgaben herangehe. Das ist ein und dasselbe, d. h. ich versuche so zu unterrichten wie ich baue. Ich unterrichte Baukonstruktion und ich konstruiere meine Bauten.

Zum Architekten gehört freilich noch etwas: „die Gestaltungskraft“, die kann nicht gelehrt werden, aber mit Gestaltungskraft allein geht es auch nicht. Ohne die Hemmung der baulichen Gesetzmäßigkeiten führt sie zur Disziplinlosigkeit.

Aus dieser Überzeugung heraus bin ich der Meinung, daß es ganz gut sein mag, wenn wir uns vorerst bemühen, zu guten Bauten in zeitlosem „Stil“ zu gelangen, solange es uns nicht zum „Stil“ reicht.

Das vergebliche Suchen nach dem neuen Stil geht Hand in Hand mit dem Bemühen, jede Erscheinung stilmäßig einzuordnen.

Ein Haus ohne Dach ist neuzeitlicher Stil, ein Haus mit Dach ist veraltet. —

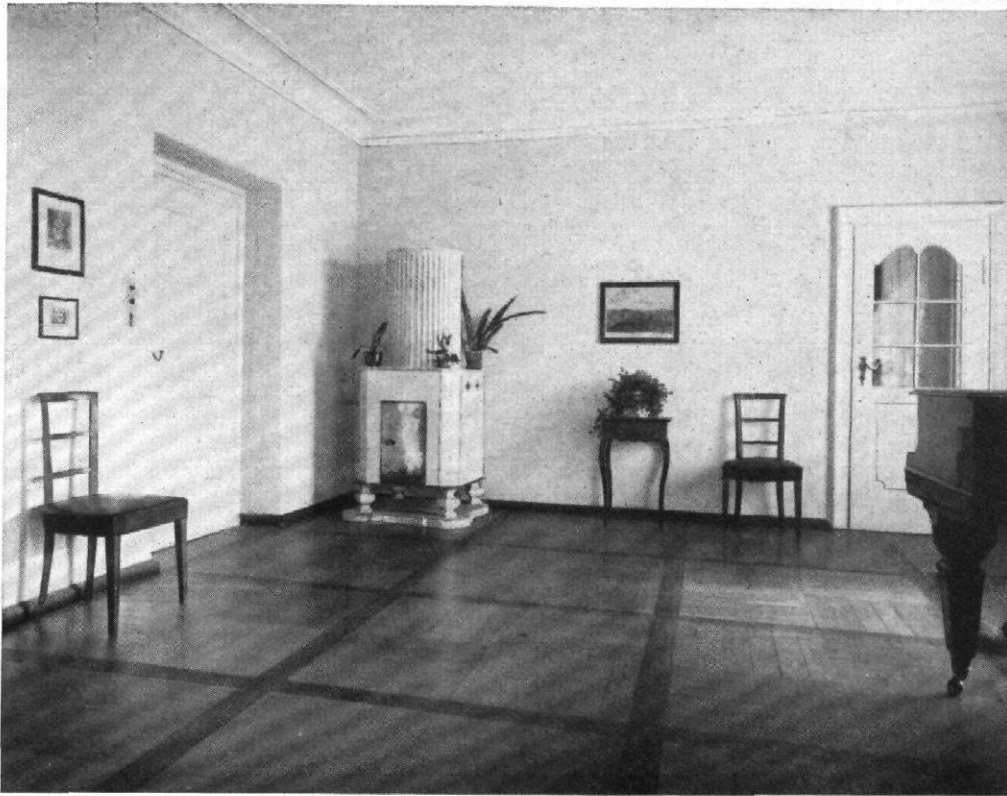
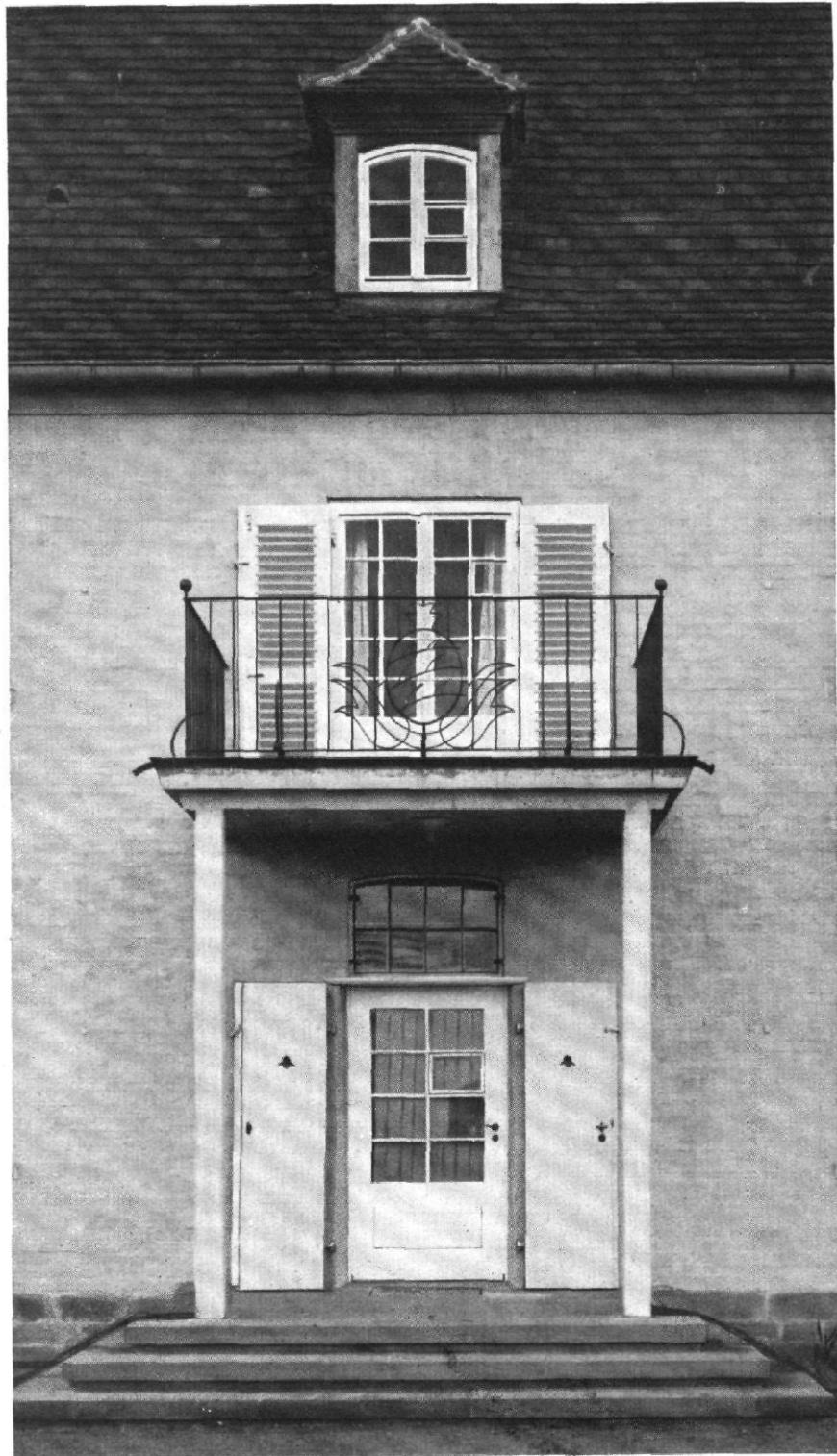


Abb. 12 und 13 | Haus W. Roser, Stuttgart | Wohnzimmer im Erdgeschoß | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart
 Tafelboden in Oregon mit Nußbaumfriesen. Der eingebaute Schrank in Birnbaumholz, die übrigen Möbel in Nußbaum.
 Decken und Wände weiß.



*Abb. 14 Haus W. Roser, Stuttgart | Balkon am Ankleidezimmer
Platten und Stützen in Eisenbeton, schalungsrauh und weiß geschleimt, Gitter aus Schmiedeeisen
Vgl. Abb. 1—13 und 15—16
Architekt: Paul Schmittenner, Stuttgart*

Mein Freund Tessenow wird unter Umständen zum Klassizisten und ich zum Barockarchitekten gestempelt. Besser zusehen, meine Herren! und Sie werden entdecken, daß das Wesentliche bei Tessenows Bauten und bei den meinen der Baukörper als solcher ist. Temperament und Stammesart ergeben hier nur Spielarten.

Gott sei Dank, daß wir so lebendig sind und nicht so klug, auf unsere besten Dinge zu verzichten.

Tessenow und ich, wir lieben das Handwerk sehr, das Werk der Hand. Wir verstehen sogar einiges davon.

Beim Handwerk ist das Entscheidende das Material, das die

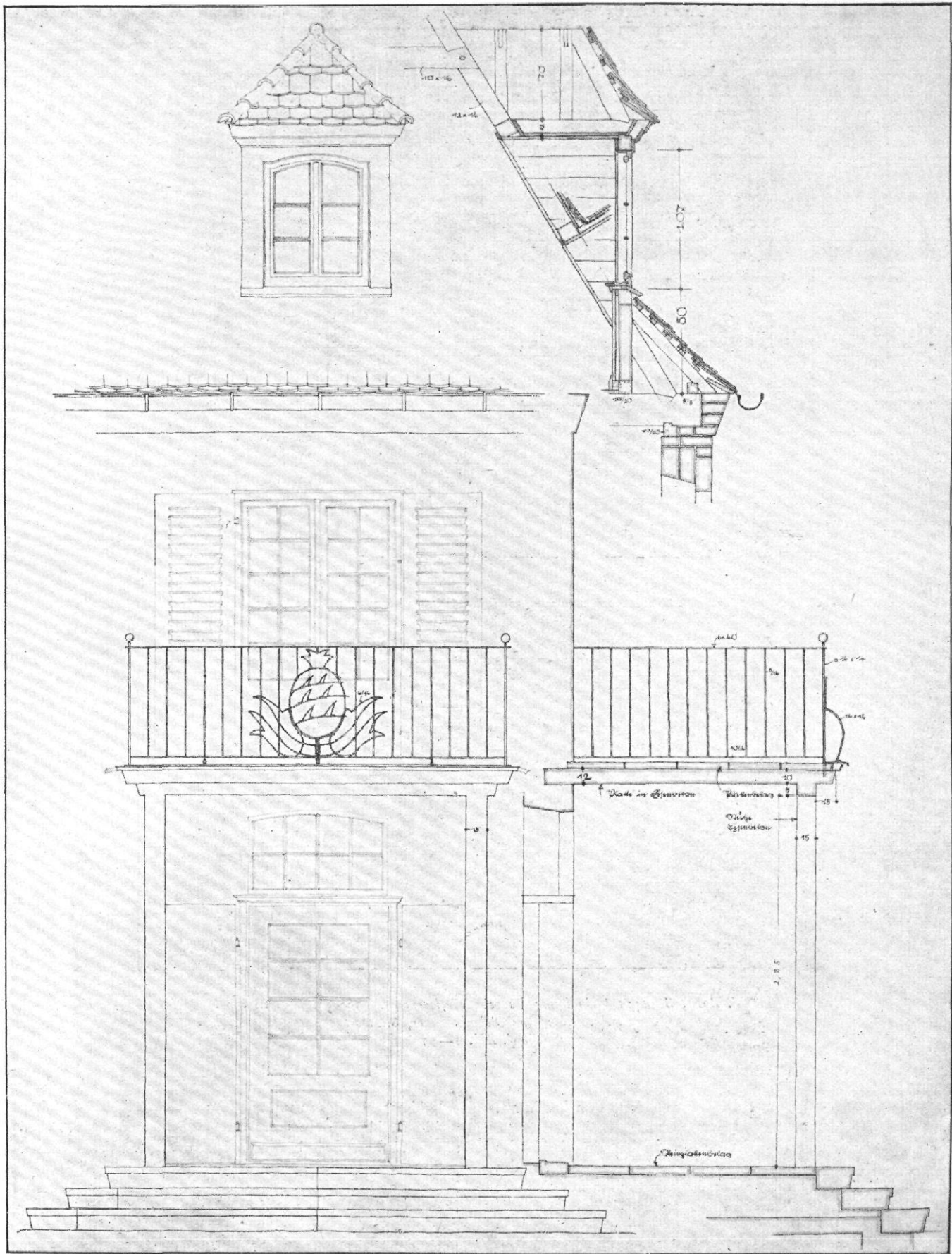


Abb. 15 | Haus W. Roser, Stuttgart | Werkzeugzeichnung 1:40 des nebenstehenden Balkons | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart



Abb. 16 | Haus W. Roser, Stuttgart | Endigung des schmiedeeisernen Treppengeländers in der Halle im Obergeschoß
 Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart
 Vgl. Abb. 1—15

Zusammenfügung und damit die Grenzen der Form bestimmt, in diesem Falle der handwerklichen Form.

Wir wissen, daß die Maschine daran nichts Entscheidendes geändert hat, denn unter der Form verstehen wir nicht das Ornament. Die Handarbeit brachte Zufälligkeiten mit sich, die den Reiz bildeten. Die Maschine bringt die größere Schärfe und Genauigkeit, deshalb lieben wir die Maschine als die neue Gegebenheit, die wir zu meistern haben, wenn es die Aufgabe erfordert. Wir sind aber nicht der Meinung, daß deshalb das Möbel selbst das Aussehen einer Maschine bekommen muß.

Bei konsequenter Ausnutzung der neuen Gegebenheiten können wohl sehr kluge und geistreiche Dinge herauskommen, aber die schöpferische Arbeit leidet unter dieser Klugheit.

Siehe den scharfgeistigen Corbusier! Er macht Möbel aus Eisenbeton in der klaren Erkenntnis, daß Eisenbeton die neueste Konstruktion, das Material der Zeit ist.

Wenn wir einen „Schrein“ machen wollen, brauchen wir immer noch den Schreiner; Corbusier braucht dazu den Zementeur und Maurer. Dann sind wir wohl konservativ und Corbusier revolutionär?!

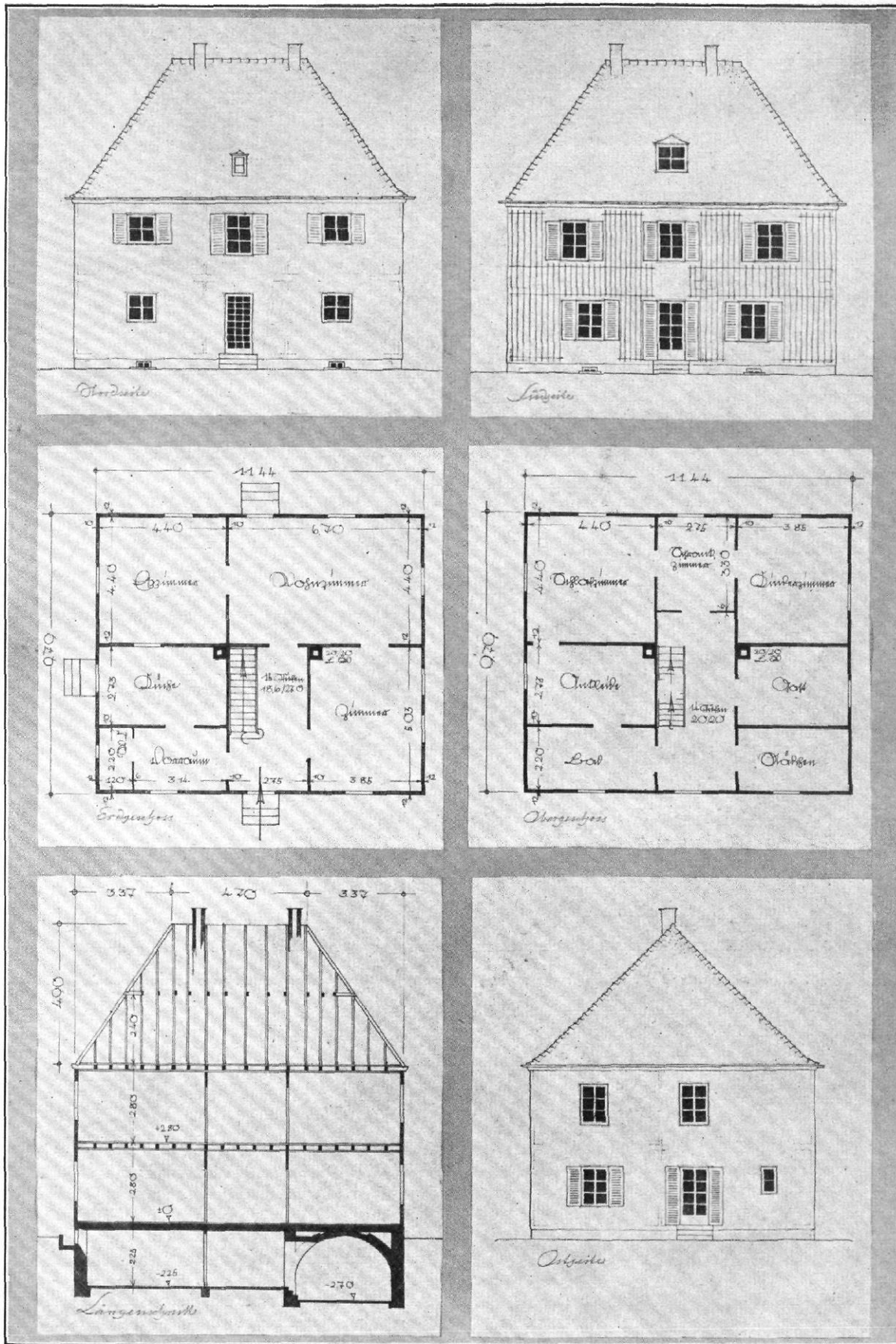


Abb. 17 | Bürgerliches Wohnhaus von 7 Zimmern in fabrikmäßig hergestelltem Fachwerkbau nach System Professor Schmittbenner, Stuttgart
 Maßstab 1:200 | Für den Hausbau sind 6–8 Wochen nötig. Die Verbilligung gegenüber gleichwertigem Massivbau beträgt rund 20% der Gesamtbaukosten



Abb. 18 | Haus Dr. Raßbach, Stuttgart | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart | Talseite nach Süden · Backsteinrobbau geschlemmt

Das sind zwei Welten. Die eine hat ihre Wurzeln in der Wärme des Lebens, die andere in der Kühle des Abstrakten.

Bei „Hausbau und dergleichen“ ist es ganz dieselbe Sache. Das Wohnhaus bewußt zur Wohnmaschine machen wollen, ist gerade so töricht, als wenn der Maschineningenieur seine Maschinen bewußt beseelen wollte.

Wo sind denn erfassbare Ansätze und schon vollkommene Formen eines neuen Zeitstils? Bei der Maschine und beim Ingenieurwerk; und warum? Weil der Maschinenbauer seine Maschine und der Ingenieur seine Brücke mit den Mitteln baut, die er von Grund aus beherrscht. Wieviel Unbewußtes dabei mitspricht, darüber solle einer ein Buch oder eine Doktorarbeit schreiben. Besser wird die Sache dadurch nicht, aber daß Unbewußtes mitspielt, in viel stärkerem Maße als bewiesen werden kann, ist sicher.

Daß das Bemühen mancher heutigen Architekten darauf zielt,

ihre Arbeiten in die Form des Ingenieurbaues hineinzuzwingen, weil das ein Stück Zeitstil ist, kann sehr geistreich sein, es ist aber immer Formalismus und Armut an Schöpferkraft.

Von dem Ingenieur müssen wir ganz andere Dinge übernehmen als seine Form.

Meine Frau, die eben feststellt, daß ich so lange schreibe, meint, in der gleichen Zeit hätte ich ein ordentliches Haus zeichnen können, und die Architekten seien zum Bauen da und nicht zum Schreiben. — Da hat sie ja recht. Überhaupt, die Frauen haben immer recht! Das ist aber kein Grund für die Architekten, den Hausfrauenvereinen einzureden, sie könnten nicht mehr weiterkommen, wenn die Frauen nicht mitberaten.

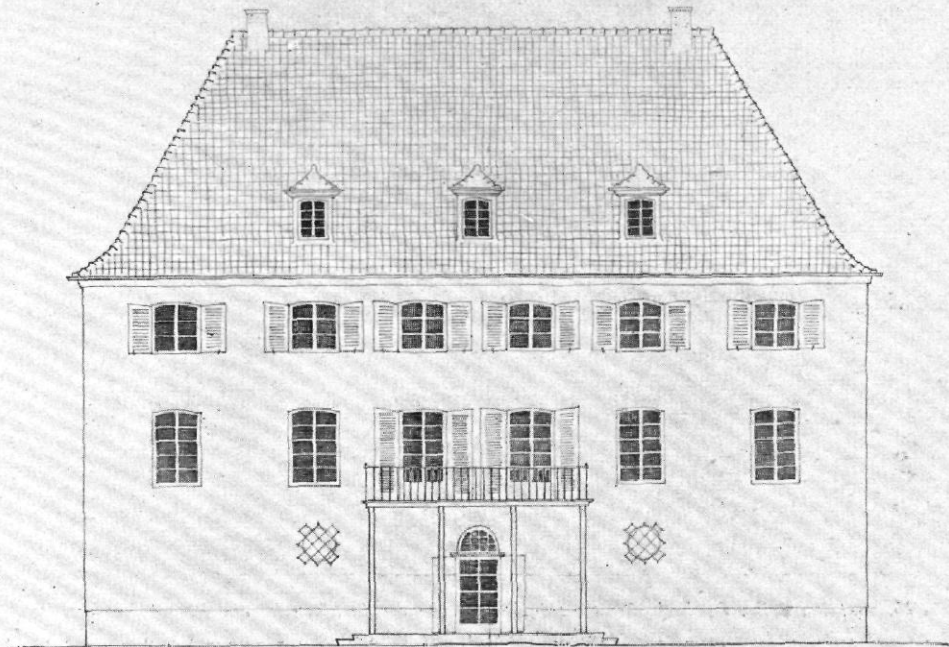
Das ist eine ganz gefährliche Sache, eben darum, weil die Frauen immer recht haben. —

Paul Schmittbenner, Stuttgart

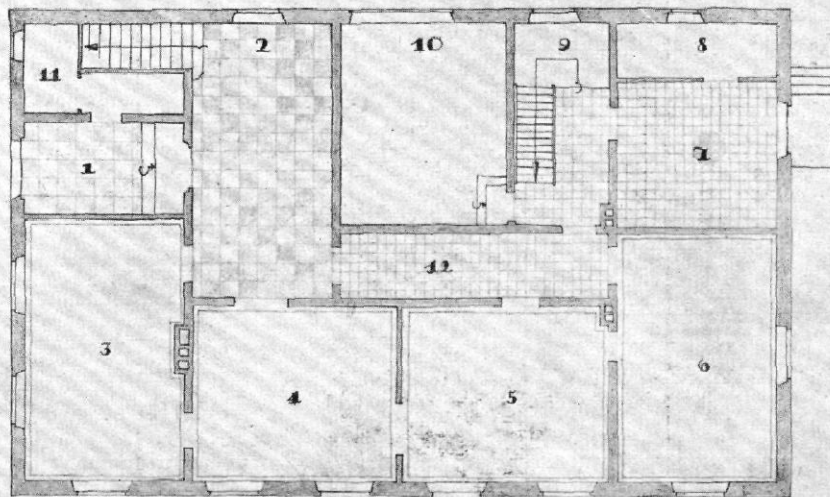
Die photographischen Aufnahmen zu den Abbildungen der Bauten Professor Schmittbenners stammen vom Reg.-Baumeister Franz Fels, Degerloch-Stuttgart

HAUS RAßBACH

Raßbach
1923



Die Südseite



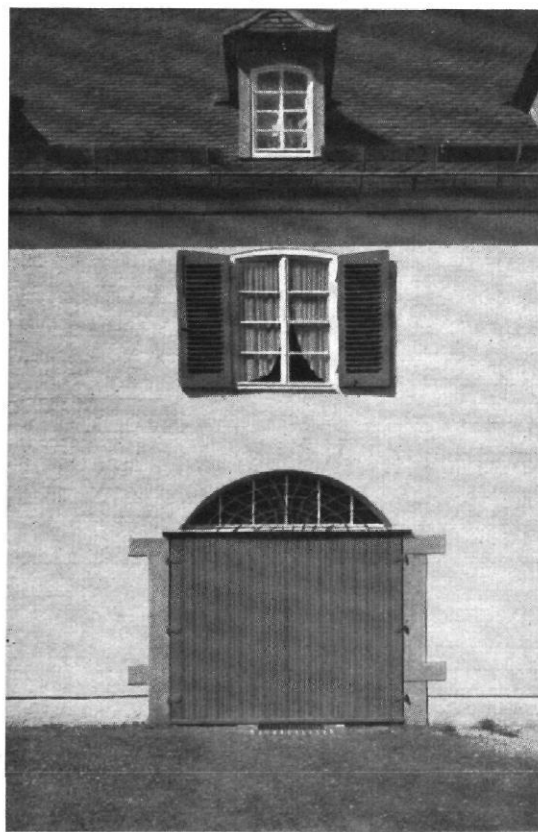
Der Erdgeschoß

1. Die Tür zum Abgang 2. Die Halle 3. Die Zimmer des Herrn 4. Die Zimmer der Dame 5. Die Speisekammer
6. Die Esszimmer 7. Die Küche 8. Die Frühstückstisch 9. Die Toilette 10. Die Terrasse 11. Die Veranda

Abb. 19 | Haus Dr. Raßbach, Stuttgart | Grundriß des Erdgeschosses und Ansicht nach Süden | 1:200 | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart



*Abb. 20 | Haus Dr. Raßbach, Stuttgart | Ansicht von der Straßenseite am Berg | Nordostseite
Die an das Haus anschließende Eingangsmauer soll später im Gefälle des Geländes weitergeführt werden
Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart*



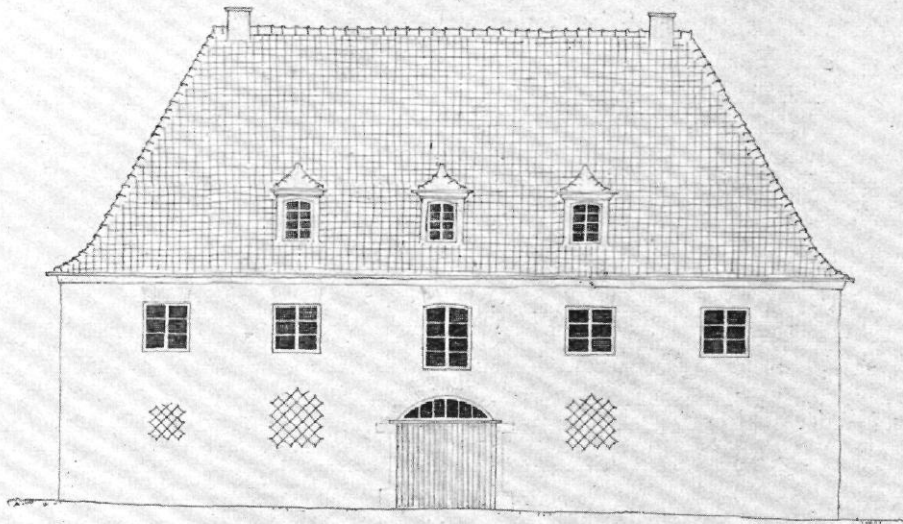
*Abb. 21 | Haus Dr. Raßbach, Stuttgart
Garageneinfahrt an der Nordseite*

Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

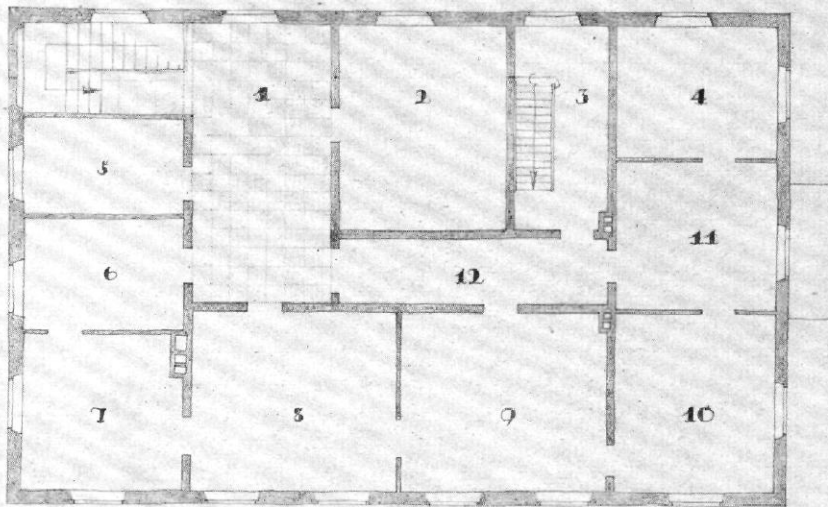
HAUS RAßBACH

Paul Schmittbenner

1925



Die Straßenseite vom Berg - Nordost.



Das Obergeschoss

*1 Die obere Halle 2 Das Gastzimmer 3 Die Treppe 4 und 5 Schlafzimmer 6 Das Wohnzimmer
7, 8 und 9 Kinderzimmer 10 Das Elternschlafzimmer 11 Das Arbeitszimmer 12 Das Büro*

Abb. 22 | Haus Dr. Raßbach | Grundriß des Obergeschosses und Straßenansicht nach Norden | Architekt: Paul Schmittbenner, Stuttgart

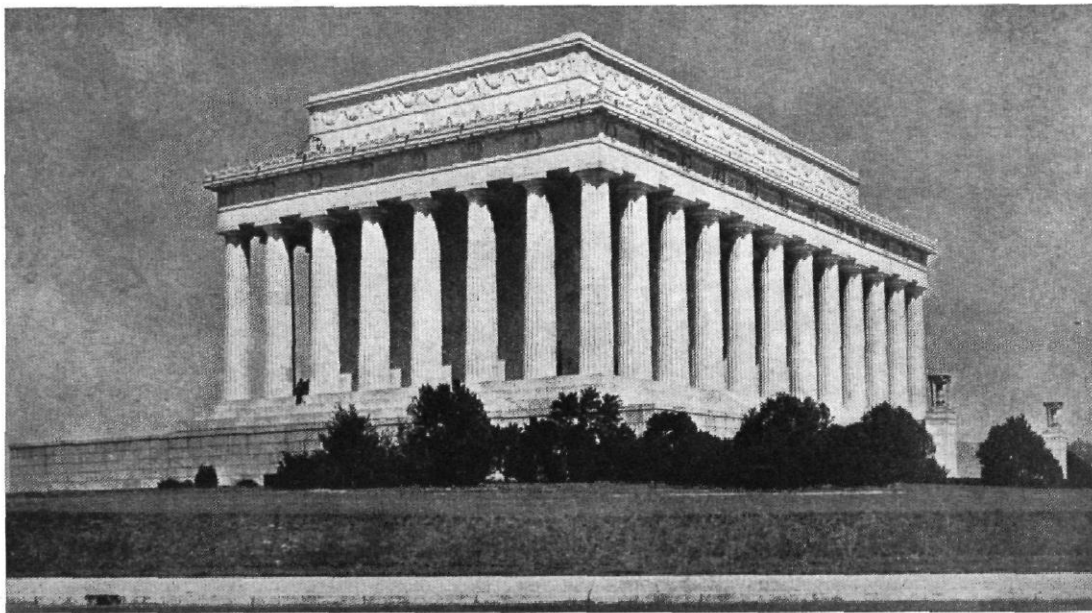


Abb. 1 | Lincoln-Gedenkhalle in Washington
Vgl. Wasmuths Monatshefte 1926 Seite 443

WIDERSPRÜCHE IN AMERIKAS BAUKUNST VON HERBERT LIPPMANN, NEW YORK

Die Bautätigkeit in den Vereinigten Staaten hat seit Januar 1919 einen ungeheuren Umfang angenommen. Über 10000 einzelne Architektur-, Ingenieur- und Konstruktionsbüros haben über eine Million Bauten entworfen und ausgeführt¹⁾. Wenn die hierfür aufgewandten Kosten mit 2000000000 Dollar angegeben werden, so ist das noch eine sehr maßvolle Schätzung.

In sieben Jahren eine Million Bauten von künstlerischem Werte zu verlangen, wäre für jedes Volk eine unbillige Forderung. Auch die Vereinigten Staaten haben das Unmögliche nicht möglich gemacht.

Hier sind so einige der in Fachkreisen üblichen Schlagwörter: „100 (Fuß) zu 100 (Fuß) Grundstück“, „5000 Dollar je Fuß Straßenlänge“, „Verblender“, „Reklamewert“, „1200 Dollar Baukosten je Zimmer“, „Speisenische (beileibe kein Speisezimmer)“, „90 Dollar für die Tonne Stahl“, „Was die Menge wünscht“, „Raumersparnis“, „Unterhaltungskosten“, „prima künstlerische Eichentäfelung (in Putz angetragen)“ und so weiter.

Diese Schlagwörter – sie sind nicht übertrieben – erhellen die beiden im Vordergrund stehenden Seiten des amerikanischen Bauwesens: Das Überwiegen der technisch-praktischen und der damit zusammenhängenden kaufmännischen Dinge. Deren Betonung ist im großen und ganzen auch das Hauptmerkmal des amerikanischen Bauschaffens der Gegenwart.

¹⁾ Einfamilienhäuser 632004, Mehrfamilienhäuser 97736, Garagen (private und öffentliche) 39117, Industrie-Anlagen 31382, Schulen und Hochschulen 16969, Bürogebäude 10050, Waren- und Lagerhäuser 9047, Kirchen 8521, Theater 2721, Hotels 2458, Klubbhäuser 2320. Das ist eine flüchtige und wahrscheinlich unvollständige Übersicht vom 1. Januar 1919 bis 30. September 1925. Sie umfaßt lediglich die 27 nordöstlichen Staaten und berücksichtigt die neun Südstaaten mit ihrer aufblühenden Industrie ebensowenig wie die starke Bautätigkeit an der Westküste. In dem untersuchten Gebiete allein waren in 6³/₄ Jahren 852325 Gebäude errichtet. Wir dürfen daher wohl im ganzen von einer Million Neubauten in dieser Zeit sprechen.

Die Sachkenntnis des Architekten erstreckt sich vor allem auf die praktischen Fragen; sie umfaßt ein Wissen um Grundstücke und um den Raumbedarf für die Aufgaben des jeweiligen Baues, um das beste Verhältnis zwischen den einzelnen Raumgrößen, um den erforderlichen Hausrat, die maschinelle Ausstattung für jeden Zweck und die Kenntnis der Baustoffe im Hinblick auf ihre Kosten, Gedicgenheit und Lebensdauer. Amerikas Architekten haben in überraschend kurzer Zeit eine Menge neuzeitlicher Baumethoden entwickelt, um den Forderungen des Tages so wirtschaftlich und auch in gewisser Weise so sozial wie möglich zu entsprechen.

Für die Sachkenntnis, die sich der amerikanische Baumeister verschafft hat, ist die Leichtigkeit bezeichnend, mit der er technische Errungenschaften meistert und beherrscht: Schnell-Fahrstühle, künstliche Belüftung, sanitäre Installationen im Hochgeschoßbau, sorgfältigste Führung der Rohrleitungen und verblüffend rasche Bauausführung im Stahlgerippe- und Eisenbetonbau.

Zu den sozialen Errungenschaften – wenn man sie so nennen will – zählen das neuzeitliche Bürohaus, die kleinen städtischen und vorstädtischen Wohnhäuser und Klubheime, zahlreiche Fabrikbauten, Kraftwerke, Getreidesilos, Stauwehre, Kinos und eine Reihe Universitäts- und Schulbauten sowie Büchereien. Die Architekten haben es gelernt, diese Dinge „sachlich“ zu gestalten, wie man es heute nennt.

Die kaufmännische Seite des Bauwesens wird mit Ausdrücken umschrieben wie „seine Dienste anbieten“, „sich eine Praxis aufbauen“, „Ethische Reklame“ treiben; dazu kommt vor allem das Beherrschen neuzeitlicher Finanzierungsverfahren. Diese Fertigkeit ist für Amerikas Wirtschaftsleben überhaupt ausschlaggebend geworden, und das Interesse daran ist mit der Ausbildung entsprechender Fähigkeiten für die gegenwärtige Lage des amerikanischen Bauwesens von Bedeutung geworden.

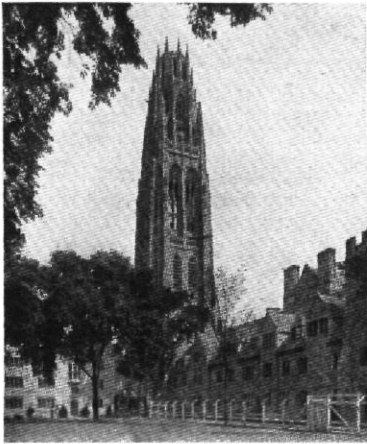


Abb. 2 | Der Harkness-Turm in Yale

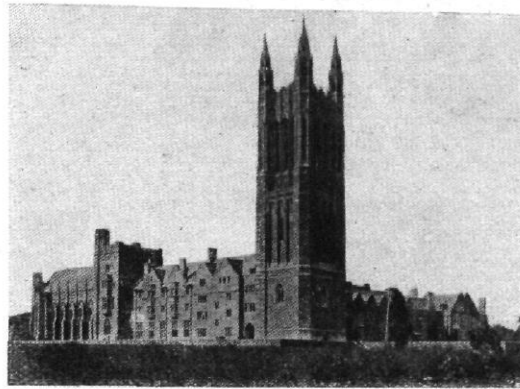


Abb. 3 | Baulichkeiten der Princeton-Universität

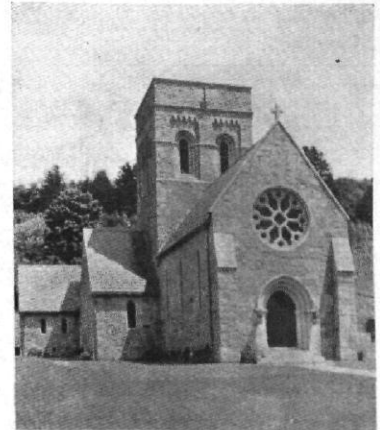


Abb. 4 | Allerheiligenkirche, Petersborough

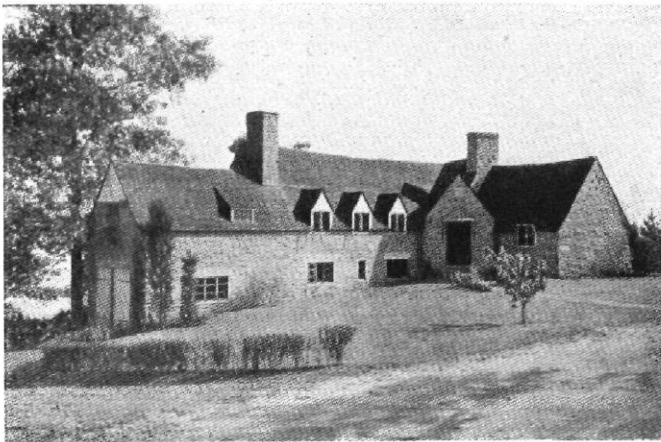


Abb. 5 | Landhaus in Wilson Point

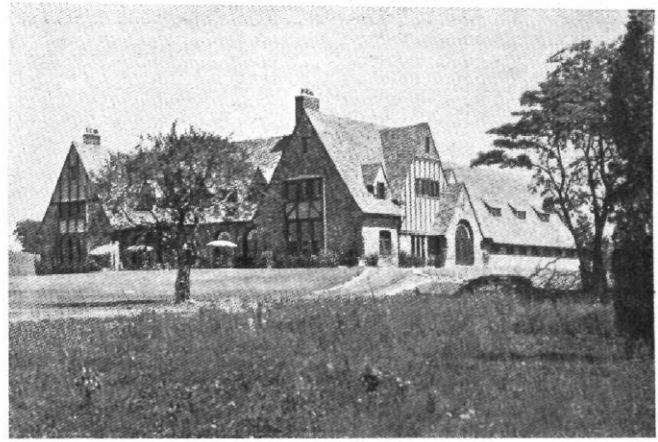


Abb. 6 | Klubgebäude in New-Jersey



Abb. 7 | Fliegerbild von Miami, Florida | Kurort an der „amerikanischen Riviera“

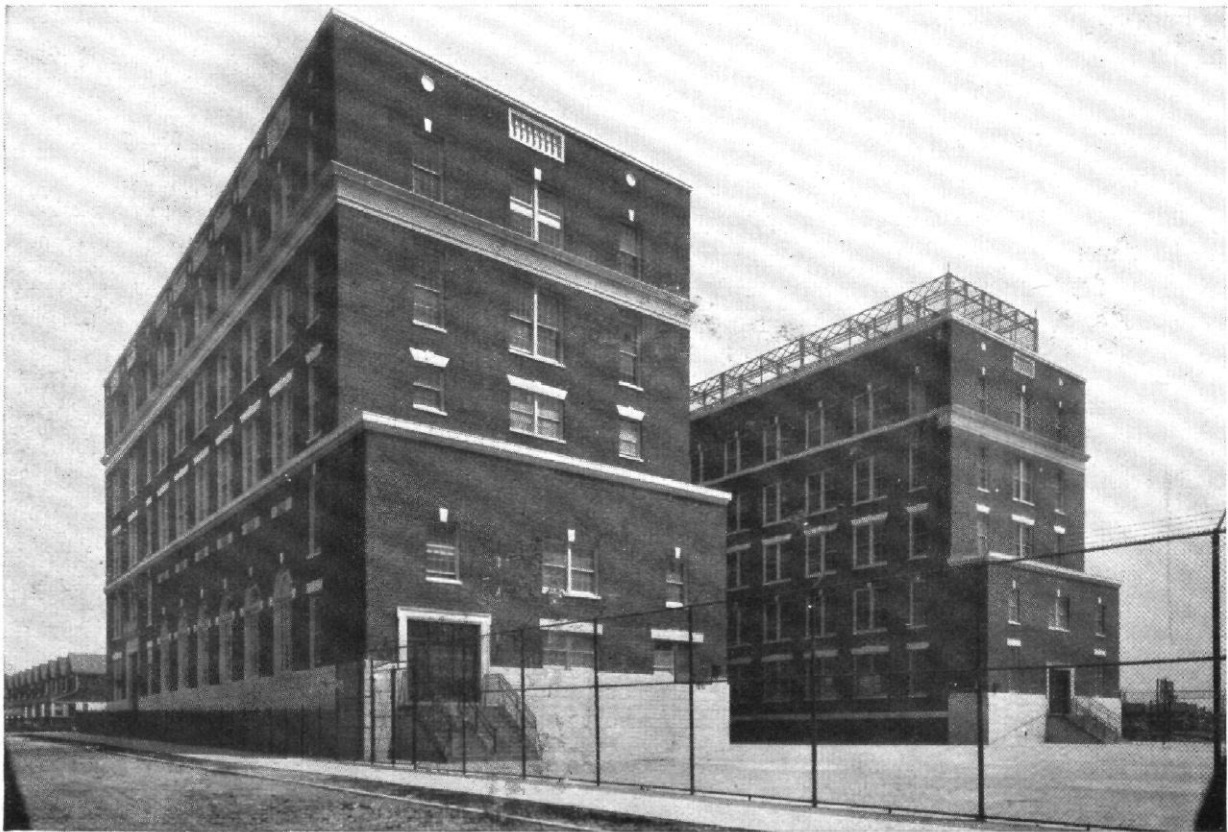


Abb. 8 und 9 | Schulgebäude | Straßen- und Hofansicht



Abb. 10 | New Yorker Hochhäuser | Im Vordergrund eine als Einschnittbahn ausgebildete Eisenbahnstrecke



Abb. 11 und 12 | Wolkenkratzer in New York



Bei der Errichtung dieser Million Bauten sind brachliegende Terrains in gediegen erbaute Großstadtquartiere verwandelt worden. Man hat vierzig Jahre alte „veraltete“ Gebäude abgerissen und sie als neuzeitliche Wolkenkratzer neu errichtet. In Nord und Süd, in Ost und West sind die Städte übersät worden mit Bürogebäuden, Hotels, Kirchen, Schulen, Heimen für den christlichen Jünglingsverein, Mietshäusern und Gasolin-Stationen. Dieses Bauen hat einen amerikanischen Stil von hundertprozentigem Amerikanismus gezüchtet. Ein Wirbelsturm des Schaffens hat Amerikas Architekten, Ingenieure, Bauunternehmer, Handwerker und Arbeiter mit sich gerissen, so daß man heute kaum noch weiß, ob sie alle treiben oder getrieben werden.

Amerika hat all das und noch mehr geleistet und daher — oder trotzdem — haben seine Architekten keine eigenliche *Laukunst* geschaffen. Und doch gibt es, was paradox genug klingt, eine amerikanische *Laukunst*.

Da kommen wir zum dritten Bestandteil allen Bauens, das in Ermangelung eines besseren Ausdrucks etwa mit „Gefühl“ zu bezeichnen wäre. Wenn sich der Architekt damit beschäftigt, Aufträge hereinzuholen, seine geschäftliche Geschicklichkeit zu erweisen oder die Frage zu lösen, ob ein Gebäude 15 Geschosse von 9 Fuß Höhe oder 17 Stockwerke von 8 Fuß Höhe erhalten soll, so hat diese Tätigkeit kaum etwas mit „Gefühl“ — im eigentlichen Sinne — zu tun. Die Herrschaft des Gefühls erstreckt sich auf Farbgebung, Linienführung und Formgestaltung; auf ihnen beruht die Erscheinung des Bauwerks und sie sind das ureigenste Gebiet für die persönlichen Werte des Architekten, ihre Beherrschung erhebt einen Bau zum Kunstwerk.

Werden diese Gestaltungsgrundlagen als Kennzeichen des Kunstwerkes anerkannt — was ist dann von Amerikas *Baukunst* zu sagen?

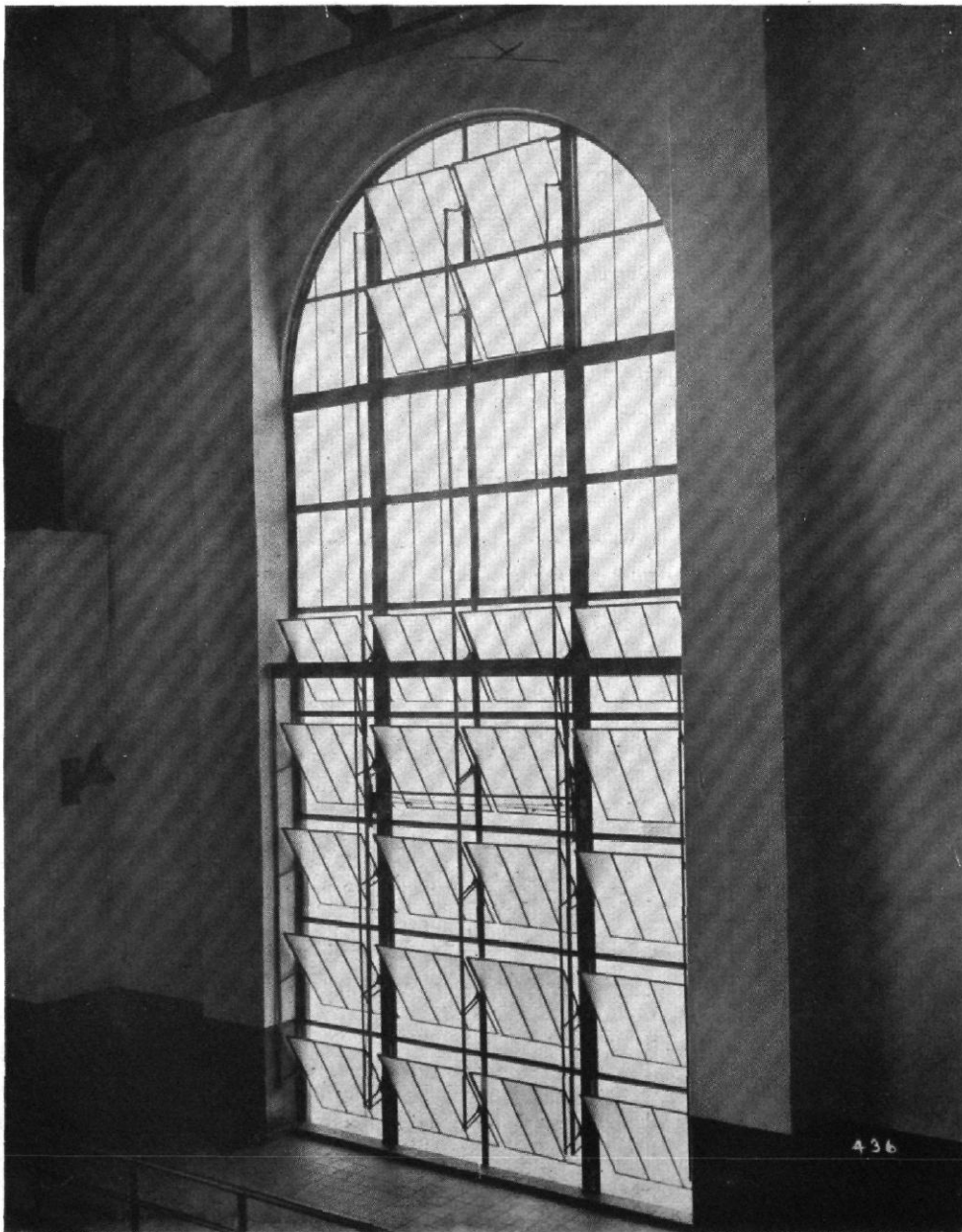


Abb. 13 (oben) | Wohnhäuser
in New York

Abb. 14 (unten) | Eisernes Fenster
in einem Krafterk am Mississippi

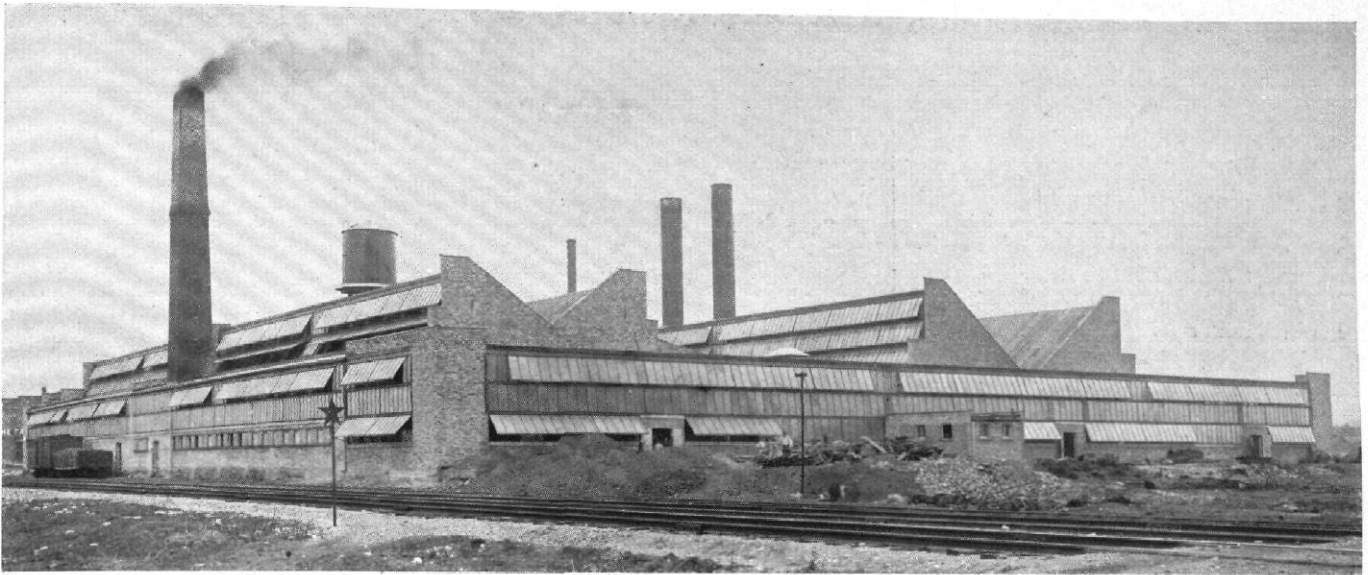


Abb. 15 | Fabrikgebäude eines Eisenwerkes in St. Charles

Die gleichen grundlegenden sozialen Unterschiede wie anderwärts bedingen auch in Amerika grundlegende Meinungsverschiedenheiten. Von dem einen Gesichtspunkt betrachtet sind Amerikaner für den Stillstand, sie sind behutsam und konservativ — so ist die „Rechte“; von einem zweiten Standpunkte gesehen sind sie kühne und fortschrittliche Menschen — die „Linke“. Noch anders betrachtet erscheinen sie als praktisch denkende Kompromißler und nehmen dann eine Stellung zwischen jenen ein als — die „Mitte“. Entsprechend kann man auch die Baukunst Amerikas in eine rechte, linke und mittlere Richtung einteilen.

Die Architektur der „Rechten“ ist ein höchst seltsames Gebilde, ein Gemisch von Sentimentalität, Selbstbetrug und unreifen Ansichten mit Geckenhaftigkeit, Zurschaustellung und Zynismus. So ist der baukünstlerische „Lock“ beschaffen, innerhalb dessen das größte Gewicht auf die formale Durcharbeitung der Entwürfe bis in die letzten Einzelheiten gelegt wird. Diese Architekten legen am meisten „Gefühl“ in ihre Schöpfungen, benutzen die kostbarsten Baustoffe, beschäftigen die besten Handwerker und feilen am sorgfältigsten an ihren Werken herum. Die Erzeugnisse dieses Schaffensdranges sind: a) Trustgebäude und Bauten in Florentiner Renaissance oder Kaiserlich Römischen Stil;

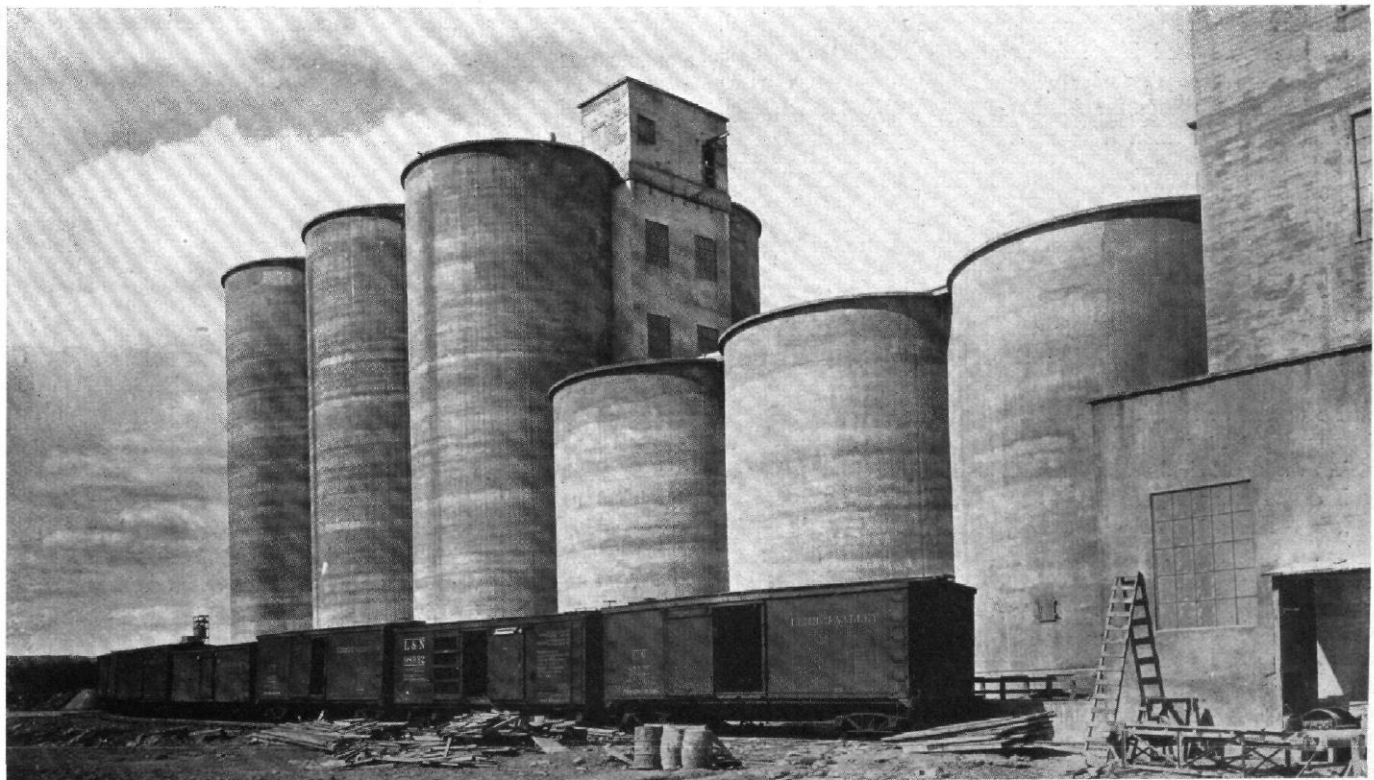


Abb. 16 | Gebäude einer Zementfabrik in Portland

b) Klubhäuser auf dem Lande (*Country-Club*) im normännischen, englischen (*Jacobean*) oder norditalienischen Stil; c) Landsitze die von der Tudor-Halle „*inspiriert*“ (sie sind beileibe nicht Kopien!) oder dem amerikanischen Kolonialstil, von spanischen oder südfranzösischen Häusern „beeinflusst“ sind. d) Gedenkhallen für Abraham Lincoln (Abb. 1), Theodore Roosevelt oder Warren G. Harding als griechisch-dorische Tempel; e) „garantiert antike“ Universitätsbauten im Stile von Oxford-Cambridge, und f) eine unvermeidliche vollständige Sammlung englischer Pfarrkirchen und Kathedralen in französischer oder englischer Gotik (Abb. 2–6).

Die Architektur „der Mitte“ ist zahlenmäßig am bedeutendsten. (Vgl. die Anmerkung auf Seite 32.) Sie ist das ureigenste Feld des amerikanischen Terrainspekulantentums, ist Inhalt des großen amerikanischen — Bausportes. Der Bau von Mietskasernen, Hotels, Ein- und Mehrfamilienhäusern, Bürogebäuden, Theatern und Kinos kümmert weder die Leute rechts noch links: er ist Sache einer gewaltigen Industrie. Diese Industrie schafft in einem Eiltempo, das keine Zeit läßt, weder für die technische Sorgfalt der Linken noch für irgendwelche „Kunst“, es sei denn zu gelegentlichen Anläufen, die rechtsstehende Baukunst nachzuahmen. Der entsprechende Mangel an Kunstwert und die zu erwartende Durchschnitts-„Höhe“ dieser Bauten ist die unausbleibliche Folge. Das unantastbare Feldgeschrei „Was die Menge wünscht“, bezeichnet das Ende aller ästhetischen Forderungen. Der Vorzug dieser Baugesinnung liegt in der geradezu unwahrscheinlichen Kürze der Bauausführung. Die handelsüblichen Stahlgerippe wachsen wie durch Zauber aus dem Boden. Das Zusammenarbeiten der einzelnen Gewerke ist unerhört.

Die „linke Baukunst“ verdient diesen Namen als radikal von *Sentiments* unbeschwerte Äußerung jener menschlichen Lebensenergien, die das Zeitalter der Maschinen und der Industrie besonders kennzeichnen. Fabriken, Wasser- und Dampfkraftwerke, Getreidesilos, Warenhäuser, Betondämme, Docks, Brücken und Schulgebäude sind deren wichtigsten Typen. Versuche zur Übertypisierung und eine bemerkenswerte Stetigkeit in der Vervollkommnung der Ausführung sind für diese Bauten bezeichnend. Alles kann und wird hier mathematisch oder mechanisch begriffen. Eine unterbewußte Befriedigung über die erzielten Proportionen ist die größte Annäherung an das Gefühlsmäßige, deren diese Architekten fähig sind.

Hierin liegt das Paradoxe bei der künstlerischen Bewertung der Architektur in den Vereinigten Staaten. Wirkliche ästhetische Bemühungen sind nur in der Baukunst von rechts her entscheidend; und was für ein Aufwand wird damit getrieben! Welche Fülle von Farbe, Linie und Form wird auf diese Landsitze, Universitäten, Banken, Gedenkhallen und alles andere verwendet! Welche Anforderungen werden an Archäologen und Kunstschriftsteller gestellt, um genügend Bücher zu schaffen, damit genügend authentische Vorbilder verfügbar werden, so daß alles von anerkannter und richtiger Schönheit erfüllt wird! Es ist schauderhaft!

Das Gegenstück ist die Architektur der „Linken“ mit ihrer fast völligen Vernachlässigung von Farbe, Linie und Form. Zahlen, Normen, Typen — ja! Kunst — ach was! Und trotzdem scheinen Bauten der „Linken“ von einem Lebensstrom durchflossen zu sein, der denen der „Rechten“ fehlt.

Je erfolgreicher das Streben rechtsstehender Architekten nach einer äußerlichen archäologischen Richtigkeit wurde, desto lebloser wurden ihre Werke. Noch mehr: das bloße Streben, die Antike neu zu beleben, bringt in die Entwürfe etwas Nervöses, Pathetisches, etwas, menschlich betrachtet, Lächerliches.

In der Baukunst der „Linken“ spürt man eine Vertrautheit mit den Lebensbedingungen der Gegenwart. Man fühlt in ihnen wenig Krankhaftes, Pathetisches oder Komisches. Ihre Schöpfungen erscheinen irgendwie mit denen der Natur verwandt und ebenso unabänderlich wie diese. Farbe, Linie und Form scheinen nicht künstlich gemacht zu sein, sondern wie von selbst erzeugt.

Kann denn noch „Kunst“ entscheidend sein für die Bauwerke, die Amerika für seine industrielle Tätigkeit dienen? Ist es nicht denkbar, daß eine Baukunst, die sich von jeder Romantik, jedem „Gefühl“ und jeder menschlichen Launenhaftigkeit freihält, der wahre Ausdruck dieser eigenartigen Zivilisation ist? Bedeutet dieses, daß die neue Art der Vergesellschaftung die künstlerische Überlieferung so verwandelt hat, daß der mechanisierten Gesellschaft eine außerordentlich mechanisierte Kunstübung entspricht? Daß endlich diese Werke, und nicht die Bestrebungen der „Rechten“ den wahren Ausdruck dieser Zeit und dieses Volkes ergeben?

Herbert Lippmann, New York

(Aus dem Englischen übertragen von Leo Adler)

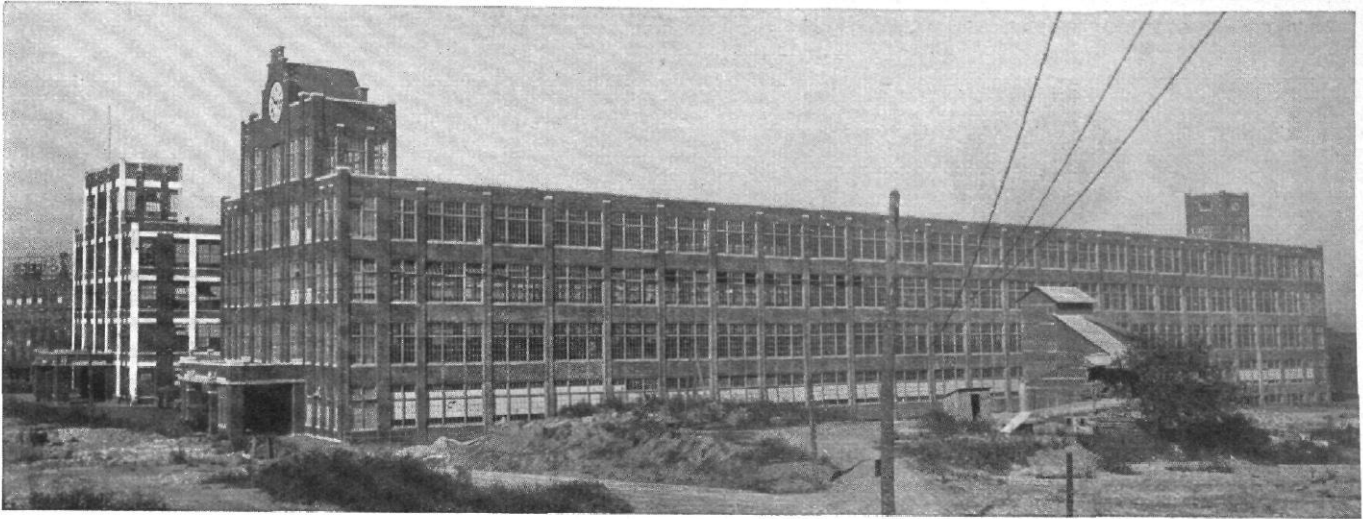
CHRONIK

Im Anschluß an Lippmanns vorstehenden Aufsatz darf an den Beitrag erinnert werden, den Fiske Kimball, der Direktor des Pennsylvania-Museums in Wasmuths Monatsheften über „Alte und Neue Kunst in Amerika“ und den dortigen Sieg des jungen Klassizismus über den Funktionalismus der neunziger Jahre veröffentlicht hat. Herr Kimball schrieb später gelegentlich dem Herausgeber:

„Es hat mir Spaß gemacht, in dem holländischen Buch über Frank Lloyd Wright Mendelsohns Dithyrambus auf Wright anläßlich meines Aufsatzes in Ihren Monatsheften (Jahrgang 1925, S. 225ff.) zu finden, wodurch auch mein Name zufällig etwas von der Unsterblichkeit abbekommen hat. Ich habe Wright in letzter Zeit persönlich gut kennengelernt, und wir haben manches sehr vergnügliche Gespräch geführt. Als Wright jenes Buch sah, soll er, wie man mir erzählt, ausgerufen haben: Was hat Kimball in meinem Buch zu suchen?“

Daß auch in Deutschland von einer Baukunst der rechten, linken und mittleren Richtung die Rede sein darf, ist bekannt

genug, und die folgende Mitteilung dürfte eine wichtige Phase des Kampfes zwischen ihnen beleuchten: Die Wertheim G. m. b. H. hatte für die Bebauung ihres Grundstücks in Breslau am Taubentzienplatz, Ecke Neue Schweidnitzer Straße, Schweidnitzer Stadtgraben und Salvatorplatz einen Wettbewerb veranstaltet. Eingeladen hierzu waren folgende Herren: Drei Breslauer Architekten, Effenberger, Moshamer und Wahllich, und die Berliner Architekten Prof. Dernburg und Mendelsohn. Es wurde nur ein Skizzenprojekt verlangt, bestehend aus den Hauptgrundrissen, Schnitten und Straßenansichten 1:200, sowie kurzem Erläuterungsbericht. Als Vergütung wurden gezahlt je Entwurf Mk. 2500,—, für den besten Entwurf noch eine Sondervergütung von Mk. 2500,—. Die Begutachtung der Entwürfe, die mit Kennwort zu versehen waren, wurde von den Herren Geheimrat Hoffmann, Berlin, und Stadtbaudirektor Behrendt, Breslau, vorgenommen, die übereinstimmend den Dernburgschen Entwurf als den besten bezeichneten. Professor Dernburg wurde auch die weitere Bearbeitung übertragen.



FABRIK- UND WOHLFAHRTSBAUTEN IN WYOMISSING

ARCHITEKT: PAUL HESSEMER, WYOMISSING

Lippmanns Verzweiflung an jedem Bauen, das sich nicht rückhaltlos dem Ingenieurmäßigen verschreibt (vgl. Seite 32 ff. dieses Heftes) ist nicht ganz berechtigt. Gewiß werden auch in Amerika von gutgeschulten Architekten bei der Verwendung überkommener Bauformen Mißgriffe und unverantwortliche Spielereien begangen wie z. B. die gotisierenden Landhäuser auf Seite 33 sie zeigen.

Andererseits hat Werner Hegemann in seinem Buche „Amerikanische Architektur und Stadtbaukunst“ an vielen Beispielen dargetan, daß auch drüben Architekten Ähnliches leisten wie bei uns Tessenow und Schmitthenner.

Selbst wo es sich nicht um Spitzenleistungen handelt, verspricht eine anspruchslose und taktvolle Verwendung der landesüblichen Formen wie z. B. bei Paul Hessemer's hier abgebildeten Bauten eher nach einer Reihe von Jahren noch erfreulich zu wirken, als die rasch wechselnden Mode-„Stile“, in denen sich unsere Modernen gefallen.

Die Abb. 1 und 2 zeigen Gebäude der *Narrow Fabric Co.* in Wyomissing. Im Vordergrund der Abb. 2 ist das ältere Gebäude, dahinter der Neubau Hessemer's sichtbar, dessen Längsansicht Abb. 1 zeigt. Der ältere Bau besitzt ein Eisenbetongerippe mit Backsteinausmauerung, bei dem die sich kreuzenden hellen und



Abb. 1 und 2 | Bauten der *Narrow-Fabric Co.* | Architekt des Neubaus: Paul Hessemer, Wyomissing | Vgl. Text Seite 39

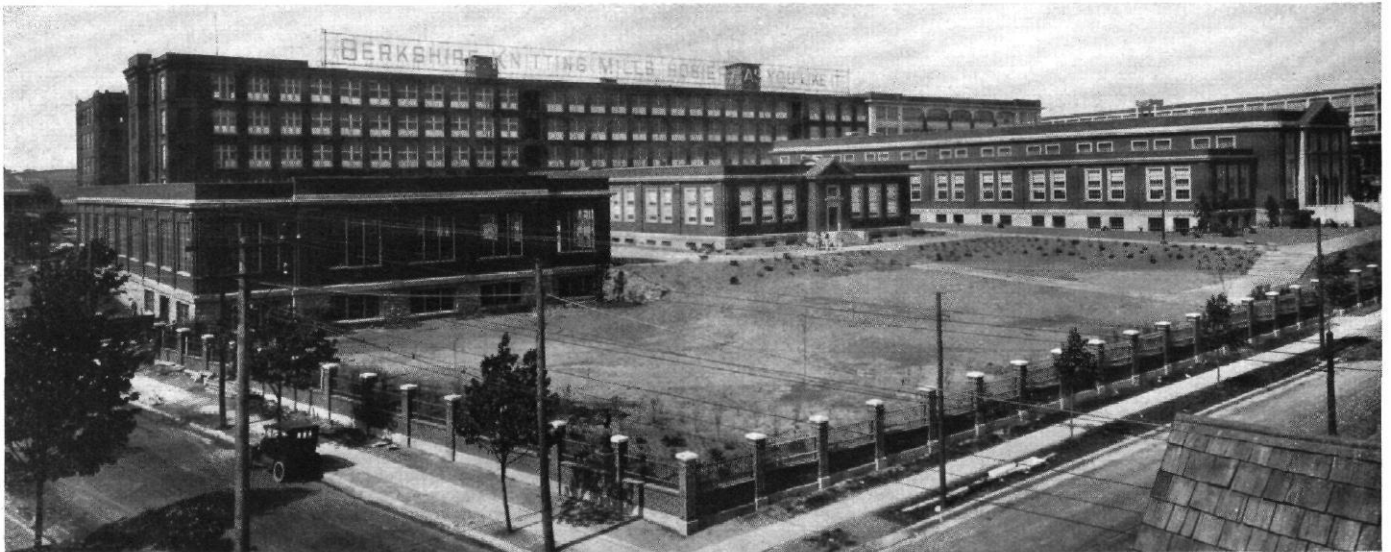
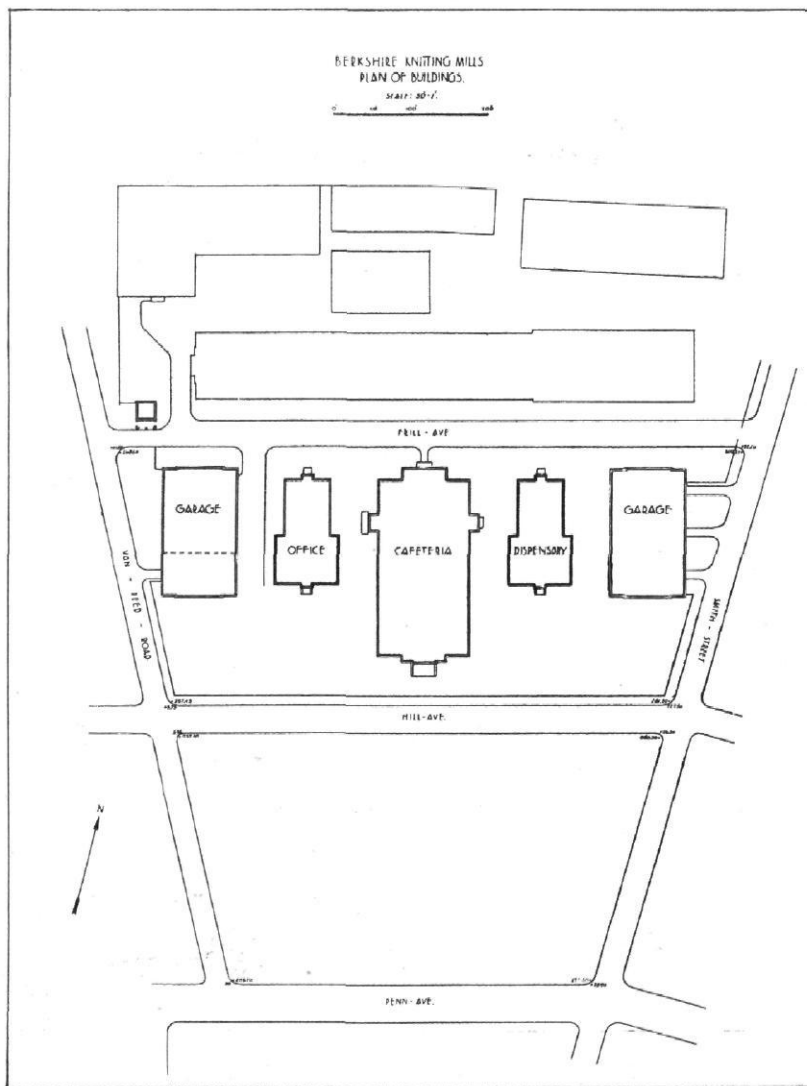


Abb. 3 | Wohlfahrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing
 Gesamtansicht
 Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing
 Vgl. Abb. 4-13



dunklen Bänder eine unbefriedigende Wirkung ergeben. Der Neubau schließt sich im Umriß und in der Fensterverteilung dem Altbau an, erzielt aber durch seine einheitliche Backstein-Ummauerung des Stahlgerippes eine bessere Wirkung. Störend wirkt der Giebel mit der Uhr, der, wenn auch gefordert, wohl so hätte gestaltet werden können, daß er weniger als Fremdkörper erscheinen würde.

Über die Wohlfahrtsbauten für die „Berkshire Knitting Mills“ (Abb. 3 bis 13) stellt uns Paul Hessemer die folgenden Erläuterungen zur Verfügung:

Im Jahre 1906 wurde die Fabrikation von seidenen Damenstrümpfen in Wyomissing begonnen. Zuerst nur als eine Art Versuchsstelle für die Erzeugnisse der 14 Jahre früher gegründeten Strickmaschinenfabrik (*Textile Machine Works, Reading, Pa.*) gedacht, hat sich das Unternehmen dank der tatkräftigen und entschlossenen Führung der Eigentümer beider Fabriken in raschem Aufschwung zum größten Werk seiner Art in Amerika, und damit wohl auch der Welt, entwickelt. Auf 760 Maschinen werden jetzt wöchentlich 37000 Dutzend Paar Strümpfe hergestellt.

Die fünfstöckigen eigentlichen Fabrikgebäude sind in zwei Reihen von je 200 m Länge hintereinander angeordnet. (Vgl. den Lageplan in Abb. 4) Auf dem südlich davor liegenden Grundstück von Trapezform waren die Wohlfahrtsbauten zu errichten. Ungünstigerweise steigt das Gelände

Abb. 4 | Wohlfahrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing | Gesamtplan
 Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing
 Vgl. Abb. 3 und 5-13



Abb. 5 | Woblfabrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing | Südfront der Speisehalle | Vgl. Abb. 6 und 7
 Material: tiefrote Ziegelsteine, Schmuckformen ockergelbe, unglasierte Terra Cotta | Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing

über die Diagonale von der südwestlichen nach der nordöstlichen Ecke um etwa 9 m an und bedingt hierdurch die für eine symmetrische Anordnung nicht günstige Höhenstaffelung der Gebäude. Umgehen ließ sich diese Geländeschwierigkeit nicht, da die angrenzenden Straßen ausgebaut waren und die Anzahl und Größe der Gebäude praktischen Anforderungen zu entsprechen hatten. Um vor dem 200 m langen fünfstöckigen Fabrikmassiv als Hintergrund mit eingeschossigen Bauten einigermaßen eindrucksvoll zu bleiben, stellte ich deren Achsen senkrecht zur Richtung der Fabrikfront (Abb. 3, 4). Die Mitte der Gruppe bildet die Speisehalle (Cafeteria) (Abb. 5). Hier können 1200 Personen gleichzeitig speisen. Meines Wissens ist es die größte derartige Anlage in Massivbau. Die Küche am nördlichen Ende des Raumes ist mit den modernsten technischen Einrichtungen aus-

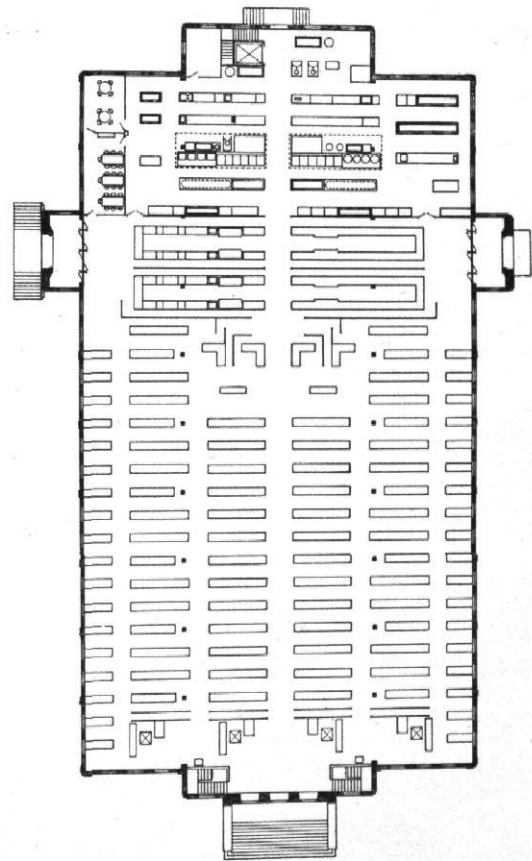


Abb. 6 | Woblfabrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing
 Innenansicht der Speisehalle
 Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing

Abb. 7 | Woblfabrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing | Speisehalle, Erdgeschoß-Grundriß
 Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing



Abb. 8 | Woblfabrtsbauten der „Berkshires Knitting Mills“ in Wyomissing
Blick vom oberen Stockwerk auf die Nordseite der Gruppe der Woblfabrtsbauten

Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing

Es ist bedauerlich, daß infolge der im Text erwäbnten Gelände-Schwierigkeiten bei diesen Woblfabrtsbauten nur eine Aufreibung, nicht aber eine künstlerische Gruppierung zustandekommen konnte.



Abb. 9 | Woblfabrtsbauten der „Berkshires Knitting Mills“ in Wyomissing
Garage für 92 Automobile | Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing



Abb. 10 | Woblfabrtsbauten der „Berkshires Knitting Mills“ in Wyomissing
Die „Office“ kurz vor der Fertigstellung | Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing



gestattet (Abb. 7). Der Fußboden ist mit marmorierten Gummiplatten belegt, die Pfeiler mit einer gelblich glasierten Terrakotta verkleidet. Beachtung verdient die Anordnung der Sitzgelegenheiten, die mit den Tischen fest verbunden sind (Abb. 6). Anschließend an die Speiseshalle folgen auf der einen Seite das Bürohaus (Abb. 10), auf der anderen das Gebäude für die Arbeitsstätten der Fabrikärzte („Dispensary“, Abb. 11) zusammen mit einem größeren Erholungsraum. Die Fabrikärzte haben außer der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen die Schärfe der Arbeiterinnen fortlaufend zu beobachten und durch rechtzeitige Maßnahmen zu schützen. Zwei Garagen bilden je östlich und westlich den Abschluß der Anlage. Sie bieten 180 Automobilen der Angestellten Unterschlupf während der Arbeitszeit. Mit Ausnutzung des ansteigenden Geländes wurde die eine Garage teilweise zweigeschossig ausgeführt (Abb. 1 und 9).

Die Bausumme betrug insgesamt \$ 902 200.—. Hiervon fallen auf den Bau der Speiseshalle allein \$ 300 000.—, deren innere Einrichtung (Küche usw.) sich auf \$ 208 000.— stellte.

L. A.

BÜCHERSCHAU

Meyer, Peter. *Moderne Baukunst und Tradition*. Verlag Dr. H. Girsberger, Zürich 1927, Quart, 69 Seiten und 15 Tafeln mit 105 Abbildungen.

Dieses Büchlein sollte man seinen Laienfreunden in die Hand geben, damit sie einen Überblick bekommen über das, was die Architekten unserer Zeit bauen; doch nicht vergessen, einen roten Zettel in das Buch zu kleben: „Warnung vor dem Ressentiment des Verfassers!“ Dieser, Peter

Abb. 11 | Woblfabrtsbauten der „Berkshires Knitting Mills“ in Wyomissing | „Dispensary“
Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing

Meyer, ist den Lesern der „Monatshefte“ und des „Städtebau“ kein Unbekannter. Er ist der große Feind der Achsen und jeglicher symmetrischen Gestaltung, und mit seinem unerschütterlichen Ingrimme verdirbt er sich das Büchlein.

Denn bei aller wirklich schönen Objektivität, die es ablehnt, „irgendeine Architekturmode anzupreisen“, sitzt er mit seinem Ressentiment — das wohl aus Bösem stammt, das er einmal mit irgendeinem symmetrisch gebauten Menschen erlebt hat — fest, so fest, daß er im Grundriß schier um eine Generation zurück ist — und weiß es nicht. Er preist die Aufgelöstheit neuer Grundrisse und spricht ganz getrost von einer Beweglichkeit des Grundrisses, „die er vorher *nie* haben konnte“. Muthesius' Englandbuch von 1904 muß also auf den Begeisterten wie eine Offenbarung wirken. Er leidet unter Symmetrie und Achsen, er sieht immer noch spalierbildende Lakaien vor sich und strammstehende Soldaten, welche Gewehre präsentieren, und auf S. 11 sagt er uns, daß „noch die bescheidenste Haustür in der Mitte einer dreifenstrigen Front ein letztes Glied in der Hierarchie der Prunkportalen“ sei. Alle Giebelhäuser alter Städte erliegen also seinem Kampf gegen den Absolutismus und stehen doch so schön demokratisch nebeneinander. Diese Angriffe aber gegen Häuser, welche „ihre Achsen wie Igelstacheln sträuben“ oder sie „wie Schwellen über die Straße legen“, lesen sich recht vergnüglich und man hofft, daß dieser Humor sich eines Tages seiner selbst bewußt wird. Wie herzerfreudend strahlt er aus dem einen Satze vom russischen Konstruktivisten, von dem der Verfasser sagt: „Statt der goldenen Ikone küßt er die Schalttafel“. So wird ein guter Kampf geführt gegen all jene „Pseudomodernen“, deren Individualismus sich eine Formensprache bildet, welche vom Jugendstil nur durch die Linienführung unterschieden ist. In kleinen, modisch ineinandergeschobenen Bildern — meist leider Klischees von Klischees — bringt er auf 15 Tafeln die verschiedenen Gestaltungen heutiger Architektur, und über Wildes und Gräßliches hinweg gelangen wir zu den letzten zwei Häusertafeln (die 14. zeigt glatte einfache Innenräume), welche ganz schlicht die Überschrift „Moderne Architektur“ tragen. Die vorletzte, welche unter anderen Bauten von May, Le Corbusier und Gropius bringt, enthält schon ein Haus

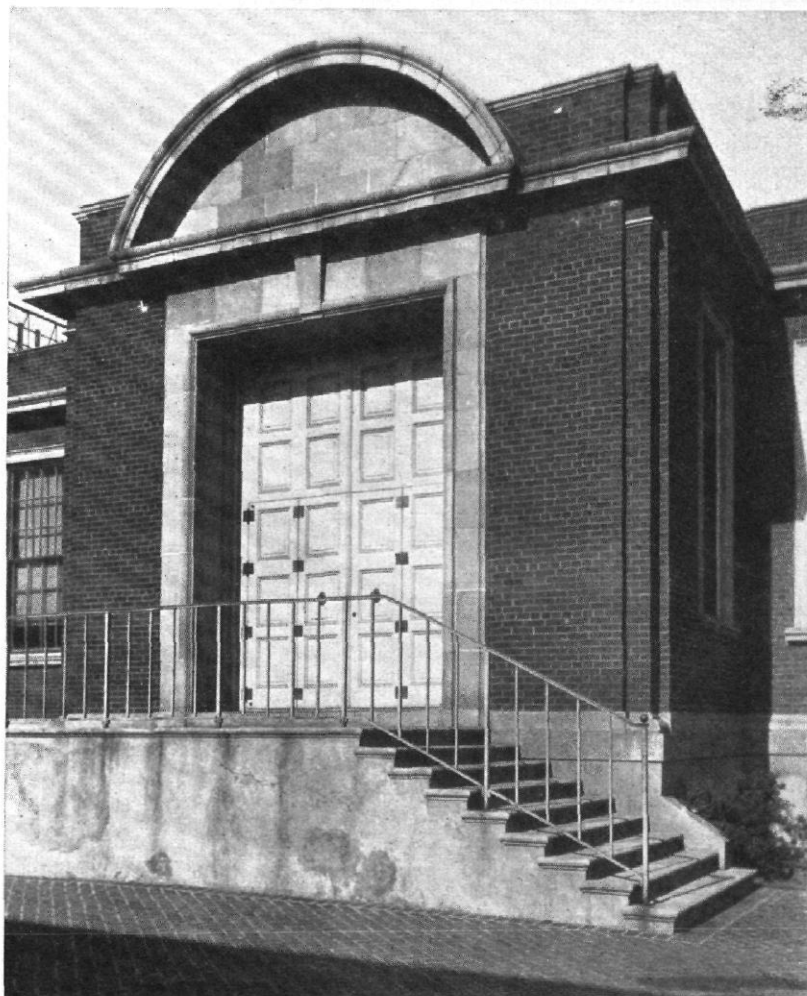
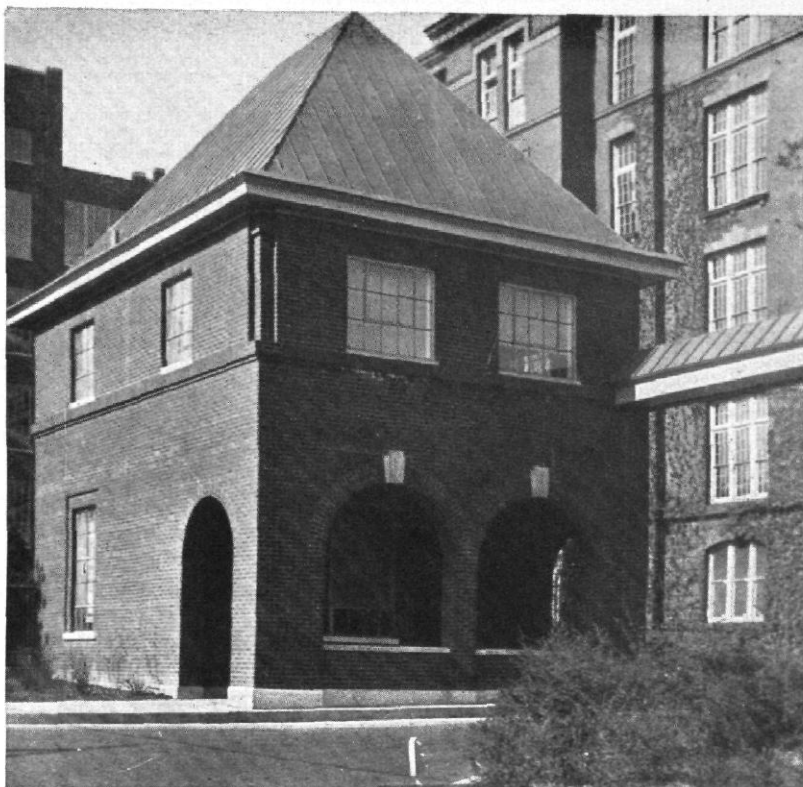


Abb. 12 und 13 | Woblfabrtsbauten der „Berkshire Knitting Mills“ in Wyomissing
Architekt: Paul Hessemer, Wyomissing

Oben: Das Torbaus am Haupteingang zum Fabrikgelände. Zentrale für Telephon und Feueralarm. Das 6,60 m breite eiserne Schiebetor wird durch Druck auf einen Knopf elektrisch geöffnet bzw. geschlossen

Unten: Westeingang zur Speisehalle

vgl. Abb. 3—11



Abb. 1 | Neu-Mexico | Aus der Siedlung San Geronimo de Taos

(Verkleinerte Wiedergabe nach: E. O. Hoppé. *Das romantische Amerika*. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin)

der Brüder Perret, welches — man denke! — die Haustür in der Mitte hat. Die letzte Tafel aber bringt den Extrakt: hier stehen schlichte einfache Hauskörper, alle mit Dach — nur ein böses ist halb mit, halb ohne Dach — und gar nicht „aufgelöst“ (auch diese Bilder sind merkwürdigerweise nicht verschachtelt, sondern auf Achse gereiht) und diese modernen Bauten unterscheiden sich nach des Verfassers eigenen Worten von denen der vorangegangenen Tafel dadurch, daß sie nicht so propagandistisch sind, dafür aber „menschlich bei weitem reifer und darum wohl zukunftsvoller“. Der Verfasser sucht also nichts als die reine, einfache, klare und wie er richtig sagt: menschliche Form — o du symmetrischer Mensch! — und bringt dies in seinem „Überblick“ gut zum Ausdruck. Doch auch von den bösen Neuklassizisten sagt er, sie meinten „wohl im Grunde gar nicht die klassizistische Form, sondern die klare Form ganz im allgemeinen“ und nennt dann ihr „Kleben am historischen Detail“ wiederum Romantik! Nun — gegen solche Romantik kämpfen diese Blätter hier auch, und man könnte im Anschluß an dieses Büchleins guten Abschluß seinen Freunden das erste „Monatsheft“ des vorigen Jahrganges mit seiner programmatischen „Warnung“ in die Hand drücken und, was gewiß gut wäre, dem Verfasser jenes Büchleins auch.

Hans Josef Zecllin

Hoppé, E. O. *Das romantische Amerika*. Verlag Ernst Wasmuth A. G., Berlin. (Aus der Reihe *Orbis terrarum*). Großquart, XXXVIII und 304 Seiten mit über 300 Abbildungen in Kupfertiefdruck, Preis in Ganzleinen Mk. 26,—

„Einer weitverbreiteten Meinung zufolge — basierend auf Erzählungen von Leuten, die allerdings wohl einmal ‚drüben‘ gewesen sein mögen, dann aber todsicher nur ein paar Großstädte zu sehen bekommen haben — ist Amerika das Land ohne Vergangenheit, ohne Tradition, hat es nur ‚stets die letzten Neuheiten‘ aufzuweisen; siehe Chicago, Detroit, auch, am Stillen Ozean, Seattle oder ein Dutzend anderer, ähnlich junger, selbstbewußter Großstädte . . . Bis zu einem gewissen Grade müssen die Amerikaner es sich selber zuschreiben, wenn man draußen ihrem Lande so geringes Verständnis entgegenbringt und seinem wahren Wesen so wenig gerecht wird; es scheint, daß sie sich absichtlich oder unabsichtlich geradezu Mühe gegeben haben, um die für Amerika so charakteristische Schönheit der unendlichen Vielfalt der übrigen Welt zu verheimlichen. Unvergleichliche Besitztümer uralter Herrlichkeit, wie kein anderes Land sie sonst aufzuweisen hat — über ein Gebiet verstreut, das innerhalb der Welt eine Welt für sich bildet, in seinem Klima alle nur denkbaren Klimaverhältnisse vereinigt und an den Gaben einer verschwenderisch gelaunten Natur überreich ist —, führen ein un-

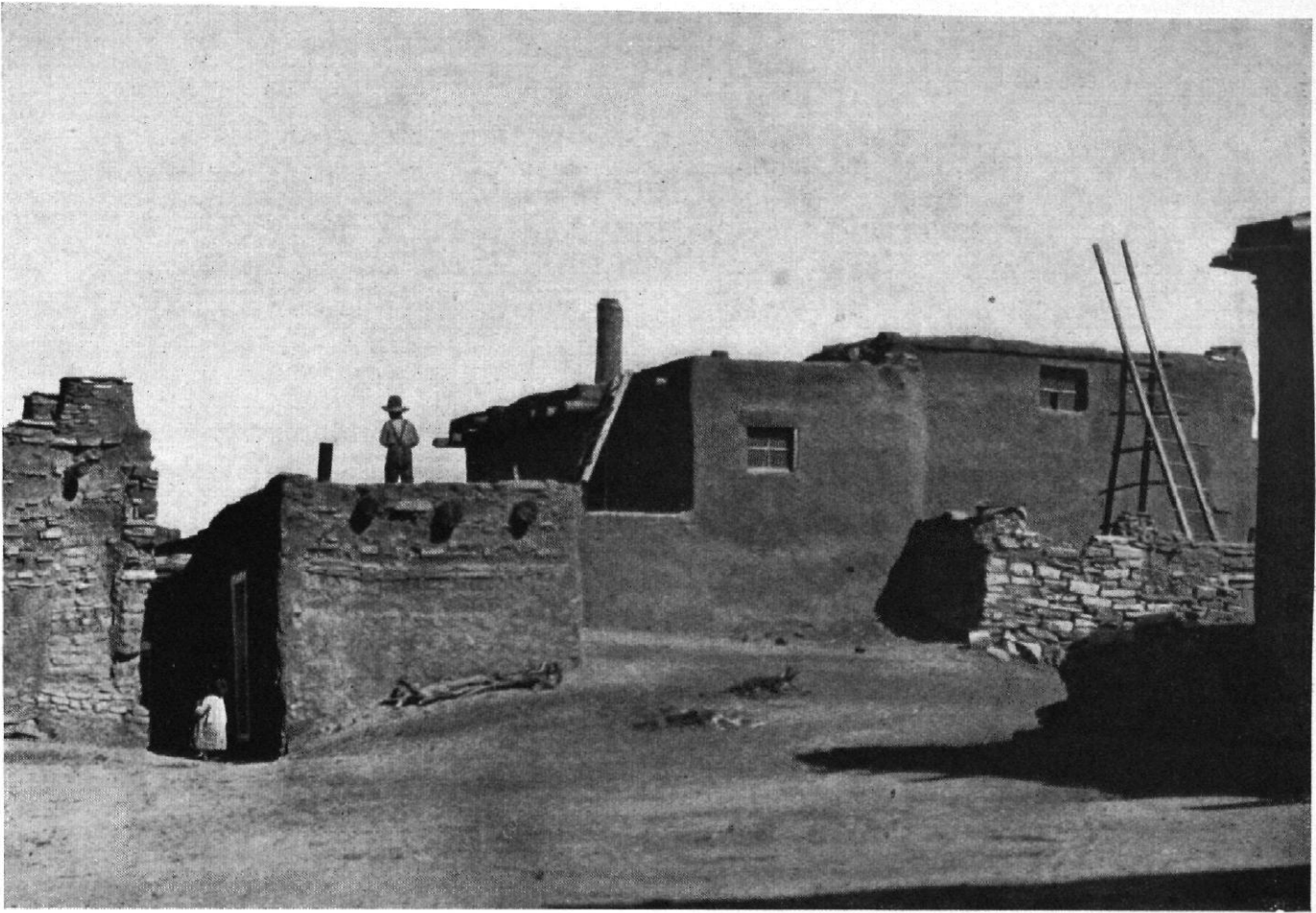


Abb. 2 | Neu-Mexico | Dorfbauten der Zuni-Indianer
 (Verkleinerte Wiedergabe nach: E. O. Hoppé, *Das romantische Amerika*. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin)

beachtetes Dasein in der dämmerigen Rumpelkammer halber Vergessenheit.“

Wenn Hoppé diese Worte im Vorwort seines Buches niederschreibt und die Absicht äußert, durch seine Aufnahmen den Leser mit diesem halbvergessenen, romantischen Amerika bekannt zu machen, so wird man bei Durchsicht dieses prächtigen Bandes gern zugeben, daß die Absicht geglückt ist. Welche bemerkenswerten Bauten Hoppé bei seinen Streifzügen vor die Linse seiner Kamera gebracht hat, davon geben die hier wiedergegebenen Abbildungen auf den S. 44–47 Kostproben. Überraschend „modern“ muten die Indianerbauten aus Neu-Mexiko an. (Die Häuser in Abb. 2 sind nur über Leitern vom flachen Dach aus zugänglich.) In Santa Barbara (Abb. 3) ist der spanische Kolonialstil noch heute lebendig und hilft zu so reizvollen Städtebildern, wie es die „Plaza“ bietet, während die alten Teile von Neu-Orleans noch ganz französischen Charakter haben (Abb. 4). Dank der Erhaltung ihrer alten Häuser und Wahrung der Überlieferung gehört diese „Stadt der Balkone“ zu den malerischsten Städten Amerikas.

Städtebau. Jahrgang 1926, Heft XII. Einzelpreis . Mk. 1,75

Das Heft berichtet an erster Stelle über den Wettbewerb für eine höhere Schule in Kassel, dessen Ergebnisse sowohl wegen der städtebaulichen Schwierigkeiten als auch wegen der baulichen Zusammenfassung mehrerer Schulbauten zu einer Gruppe besonders lehrreich ist. Preisträger in diesem Wettbewerb waren u. a.

Tessenow, Bestelmeyer und Bonatz, deren Entwürfe mit denen der anderen Preisträger in 17 Abbildungen veröffentlicht sind. Über die Baukunst in Finnlands Hauptstadt Helsingfors, die bewußt eine Überlieferung fortsetzt, die auf den deutschen Klassizisten J. C. L. Engel zurückgeht, berichtet an Hand von 6 Abbildungen der Leiter des dortigen Stadterweiterungsamtes Birger Brunila. Die baukünstlerisch sehr folgenreichen Pläne zur Umgestaltung von Uferstraßen in Frankfurt am Main und in Frankfurt an der Oder dürften ebenso allgemeine Beachtung verdienen wie die Landesplanung in England, über die Jürgen Brandt berichtet.

„*Architekten*“. Zeitschrift der Akad. Architektenvereinigung in Kopenhagen. 29. Band 1927. Preis steif geheftet Mk. 27,—

Der schön ausgestattete, 286 Seiten starke Jahresband dieser dänischen Architekturzeitschrift liegt jetzt vor. Er behandelt in der Hauptsache Bauten zeitgenössischer dänischer Architekten, daneben auch Kunstgewerbe, Gartenkunst und Städtebau. Die große Zahl der hier vereinigten Abbildungen nach zum Teil ausgezeichneten Werken macht ihn auch dem Fachgenossen wertvoll, der der dänischen Sprache nicht mächtig ist. (Besonders wichtige Aufsätze sind in englischer Sprache zusammengefaßt.) Die gesunde Fortführung einer hochstehenden baulichen Überlieferung verleiht den Werken dänischer Meister eine erfreuliche Einheitlichkeit und bewahrt das Bauschaffen Dänemarks vor Auswüchsen jeglicher Art.

L. A.



Abb. 3 | Die „Plaza“ in Santa Barbara, Kalifornien
 (Verkleinerte Wiedergabe nach: E. O. Hoppé, *Das romantische Amerika*. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin)

Deutscher Baukalender 1928. In drei Teilen. Insgesamt etwa 1000 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Taschenformat. Preis aller drei Teile (Teil I geb., II und III kart.) zusammen Mk. 6.—.

Der 58. Jahrgang dieses bekannten „Ratgebers für alle Gebiete des Baufaches“ ist gegenüber seinem Vorgänger wiederum erweitert. Neu aufgenommen sind ein Abschnitt über „Raumakustik“, eine Anzahl weiterer mathematischer und technischer Zahlentafeln sowie die neuen „Wettbewerbs-Grundsätze“. Erheblich erweitert sind die Abschnitte „Heizung und Lüftung“, „Rechtsschutz des Architekten“, „Erwerb, Belastung und Beleihung von Grundstücken“. Im übrigen sind sämtliche Abschnitte durchgesehen und ergänzt.

Dieses zuverlässige und vielfach unentbehrliche Bauhandbuch noch besonders zu empfehlen, dürfte sich erübrigen. *L. A.*

Pfeifer, Hermann. Die Formenlehre des Ornaments (Handbuch der Architektur I. Teil, 3. Band). 2. Auflage. J. M. Gebhardt's Verlag, Leipzig. Lexikon-Oktav, 280 Seiten Text mit 259 Abbildungen. Preis Mk. 23,— gebunden, Mk. 16,— geheftet.

Im ersten Teil dieses Buches: „Allgemeine Grundlage des ornamentalen Entwerfens“, gibt der Verfasser eine Einführung in die praktische Ästhetik, die manches Beachtenswerte enthält. Weniger glücklich erscheint mir der zweite Abschnitt des Buches: „Besondere Bedingungen des ornamentalen Entwerfens“,

weil vielfach mit anderen Worten dasselbe wiederholt wird, was im ersten Teil schon grundsätzlich erörtert wurde. Wertvoll dürften die eingehenden Literatur-Nachweise auf dem Gebiet der Ornamentik sein. *L. A.*

Lampmann, Gustav. Der Gewächshausbau. Verlag Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Quart. VI und 114 Seiten mit 46 Abbildungen im Text. Geheftet M. 7.—

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß seine Schrift berufen sei, eine Lücke auszufüllen, da die vorhandene spärliche Literatur über den Gewächshausbau veraltet ist „soweit sie nicht vom gärtnerischen Standpunkt aus den Stoff behandelt“. Zur Erörterung der namentlich für den Architekten und Konstrukteur von Gewächshausbauten wichtigen Fragen durfte sich Dr. Ing. Lampmann für umso berechtigter halten, als die neue Gewächshausanlage im Botanischen Garten der Universität Bonn in den Jahren 1923 bis 1926 unter seiner Leitung errichtet worden ist und mit ihrer 2200 qm großen überdeckten Fläche zu den größten ihrer Art gehört.

Aber nicht nur für alle, die mittelbar oder unmittelbar mit dem Bau oder der Einrichtung von Gewächshäusern zu tun haben, ist diese Schrift wertvoll; da sie eine Fülle von in der Praxis erprobten Ausführungsvorschriften für die Ausbildung von Oberlichtern, die Anordnung von Profil-Eisen als Pfetten und dergleichen, den Einbau von Eisen in Holz und eine ganze Fülle



Abb. 4 | Neu-Orleans | Aus dem „Vieux Carré de la Ville“
 (Verkleinerte Wiedergabe nach: E. O. Hoppé. *Das romantische Amerika*. Verlag Ernst Wasmuth A. G., Berlin)

weiterer konstruktiver Einzelheiten gibt, hat sie allgemein-technische Bedeutung für alle Baupraxis. *L. A.*

Schuster, Franz. Eine eingerichtete Kleinwohnung. Verlag Englert & Schlosser, Frankfurt am Main. Quart. 30 Seiten mit vielen Abbildungen im Text.

Franz Schuster, der früher in Wien tätig gewesen und jetzt nach Frankfurt a. M. berufen worden ist, berichtet an Hand von Grundrißskizzen und Innenaufnahmen über eine von ihm

ausgestattete Kleinwohnung in Wien. Die innere Einrichtung der Schränke im Küchenraum und im Wohnraum bietet wie die sich vielfach an Tessenows Art anlehnde Formgebung der Möbel mancherlei Anregung. Ein bedauerlicher Mißgriff ist aber der Umschlag mit seinen modisch in einander geschachtelten Abbildungen, wobei z. B. der Gasherd auf der Lehne des Speisezimmer-Sofas thront und der Schreibsekretär okkulterweise über dem Waschtisch schwebt. Das alles entspricht nicht der Klarheit, die die Möbel der Kleinwohnung größtenteils auszeichnen *L. A.*

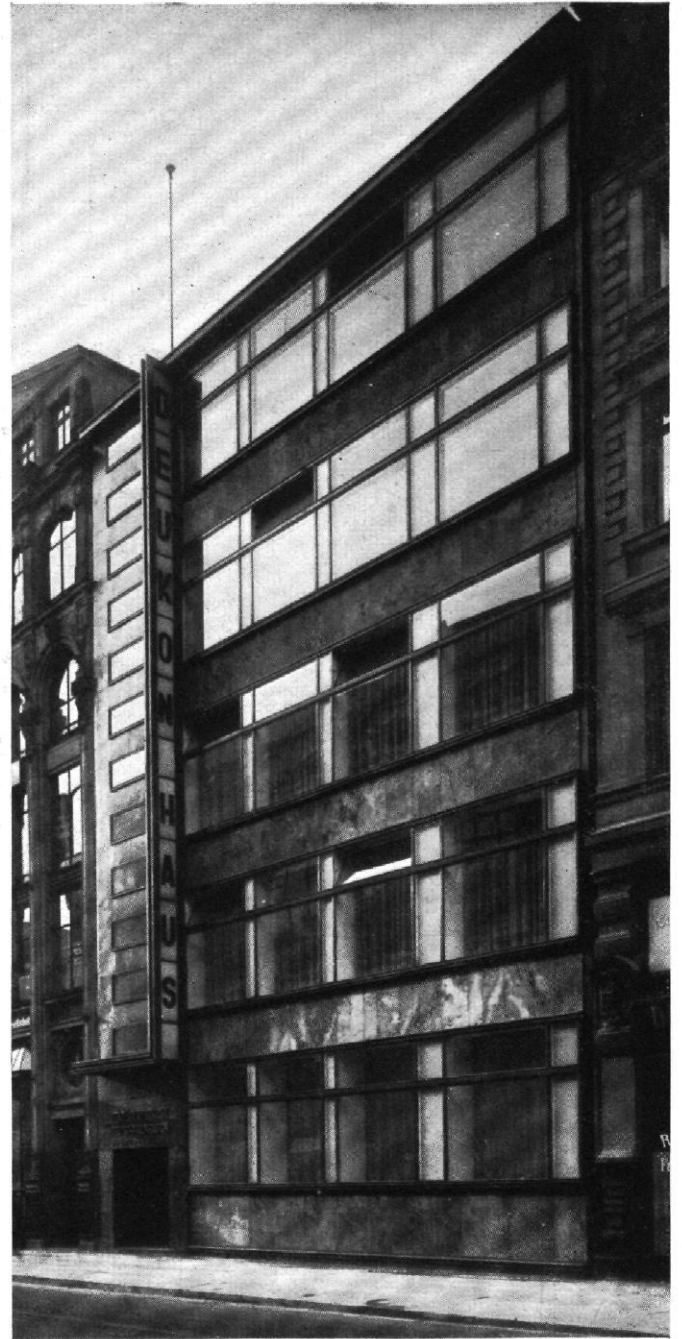
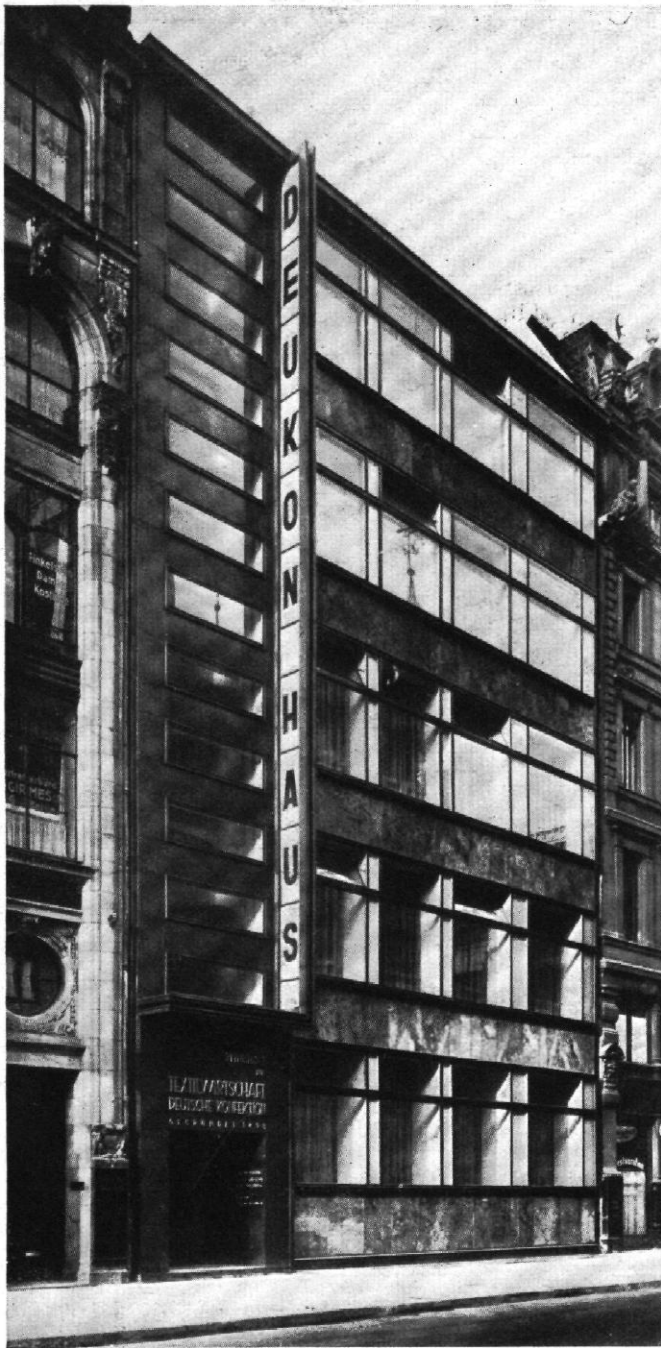


Abb. 1 und 2 | Umbau des „Deukon-Hauses“ in Berlin | Architekt: Erich Mendelsohn, Berlin

DAS DEUKON-HAUS IN BERLIN / ARCHITEKT: ERICH MENDELSON, BERLIN

Die hier abgebildete Schauseite des Deukon-Hauses in Berlin ist nach Entwürfen von Erich Mendelsohn eben fertiggestellt worden. Es handelt sich um den gründlichen Umbau eines Hauses, das vorher in seiner Formsprache sich eng an die beiden Nachbarbauten anlehnte. Durch Verwendung von Glas, Kupfer und — in den breiten Friesen zwischen den Geschossen — Travertinplatten, ist jetzt der Eindruck einer großzügigen, der Glasarchitektur entsprechenden Flächigkeit erzielt. Es muß allerdings bemerkt werden, daß sich der Travertin mit dem Kupfer wegen der verschiedenen Oberflächenstruktur noch nicht recht zum einheitlichen Bild zusammenschließt. Auch die völlig

abweichende Behandlung des Treppenhauses, das mit glattem Kupfer verkleidet ist, wirkt fremd und ist auch insofern wohl als ungünstig zu bezeichnen, als die Rückspiegelung des abends beleuchteten senkrechten Schriftbandes so stark ist, daß die Lesbarkeit selbst dieser Riesenbuchstaben beeinträchtigt wird.

Was die Ungleichmäßigkeit der Pfeiler zwischen den großen Spiegelglasscheiben betrifft, so mußten sie wohl vom alten Bauher übernommen werden. Schwierig dürfte aber die Frage der Reinigung der ganz dicht vor die massiven Pfeiler gestellten Spiegelglasscheiben sein, die von innen gewiß nicht ohne weiteres gereinigt werden können.

L. A.

Als Herausgeber verantwortlich: Architekt Werner Hegemann — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W 8, Markgrafenstraße 31
 © Presse: Dr. Selle-Eysler A.-G., Berlin SW 29, Zossener Straße 55

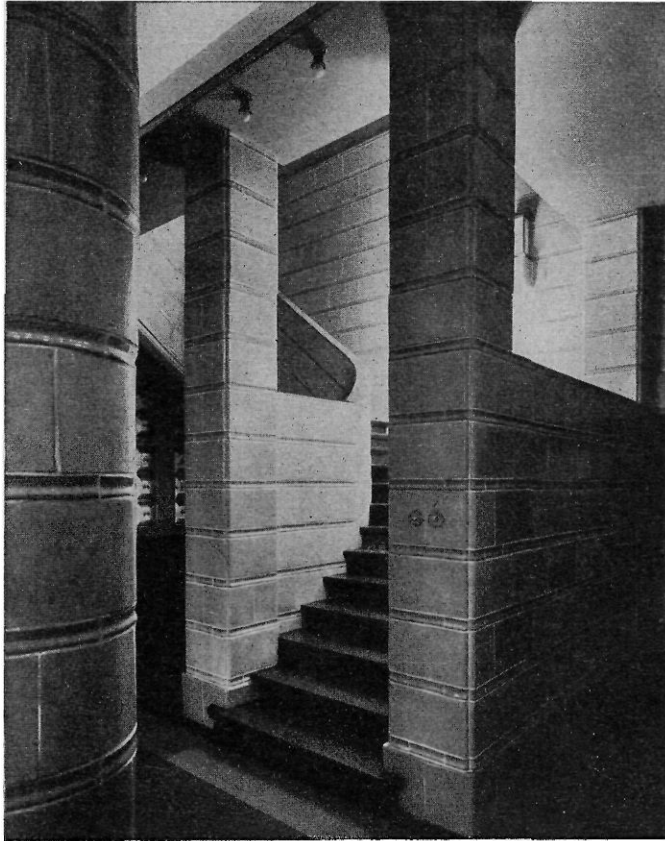
MODERNE BAUWEISEN

In den letzten Jahrzehnten hat die Bauweise in Deutschland eine Veränderung erfahren, die sich architektonisch und praktisch immer mehr auswächst. Die Gestaltung der Fassaden unserer Wohnhäuser und Fabriken wird immer mehr zweckentsprechender, wie dies die immer mehr aufwärts strebende Verwendung der Klinkerbauweise zeigt. Aber nicht nur die Ziegelindustrie hat sich in den letzten Jahrzehnten geregt, sondern eine neue keramische Industrie hat es sich angelegen sein lassen, eine eigene Baukeramik herauszubringen. An erster Stelle steht hierin die Mutzkeramik. Bereits im Jahre 1898 war es, als die Bauwelt von den ersten praktischen Erfolgen des Herrn Richard Mutz in Verwunderung gesetzt wurde. Damals sind die Fundamente zu der heute allbekannten Mutzkeramik gelegt worden. Nur dem zähen und festen Arbeiten und Durchhalten an den Ideen des Herrn Mutz haben wir es zu verdanken, daß

sondern auch in geklinkertem Material für Innen- und Außenfassaden möchten wir speziell die Arbeiten an dem Untergrundbahnhof Schönleinstraße, Untergrundbahnhof Kurfürstenstraße nennen, sowie die wunderbare Leistung des Straßenbahnstahls Müllerstraße und des Postneubaues Winterfeldstraße.

Wohl fast jedem, der in Berlin zu tun hat, dürfte die Markenausgabe der Berliner Straßenbahn-Betriebs G. m. b. H. am Leipziger Platz bekannt sein, welche ein dauerndes Denkmal der Mutzkeramik ist. Neuerdings wird diese Keramik viel bei Außenfassaden, bei Ausbau von Läden usw. verwandt. Wir möchten auf das neueste Werk hinweisen. Es ist die Fassade der Firma Elsner & Co. in der Taubentzenstraße 12 a, welche von der bekannten Firma Emil Heinicke Aktiengesellschaft herausgebracht worden ist. Wenn man sich dort die Farbenstimmung der roten großen Kacheln und der schwarzen Einfassung ansieht, so kann

*Straßenbahnhof Müllerstraße
Treppenhaus*



Architekt: Jan Krämer

die Mutzkeramik einen derart großen Erfolg gehabt hat, daß jeder, der vom „Bau“ ist, diese Art der Keramik kennt. Die zahlreichen Ausführungen, zu denen Mutzkeramik verwandt wurde, beweisen, was für ein immer neu anwachsendes Interesse unsere Architekten an diesem Material haben. Die Mutzkeramik erfreut sich eines großen architektonischen Ansehens, und warum? Weil die Art der Keramik in Ausführung und Ausfall für sich allein spricht und mit ihren warmen Tönen sich immer der Umgebung anpaßt und ein charakteristisches Ganzes bildet.

Herr Richard Mutz hat es meisterhaft verstanden, die einfarbige korrekte, aber kalte Glasur zu verlassen und hat mehrere Farbtöne durcheinander geschaffen — eine Laufglasur —, eben eine Glasur, die mit dem Scherben — die Mutzkeramik ist und einzig in ihrer Art die Mutzkeramik bleibt.

Hier ist das alte Wort „Kunst ist Können“ wohl am richtigsten angewandt, wenn man bedenkt, welche ungeheuren Arbeiten in der kurzen Zeit geleistet worden sind. Von der neuesten Verwendungsmöglichkeit der Mutzkeramik, nicht nur in glasiertem,

man nur eines sagen, um die Arbeit zu charakterisieren, Mutzkeramik.

Von unseren Baufirmen ist die Vielseitigkeit der Verwendung von Mutzkeramik noch gar nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt worden. Wie reich und schön wirkt doch ein ganzes Portal aus Mutzkeramik, ob glasiert oder in geklinkertem Material bleibt sich gleich. Es ist immer eine Anpassung in Farben und plastischer Ausbildung zur architektonischen Linie möglich. Wenn nun noch die Einrahmung der Fenster in keramischen Leisten erfolgt, die sich dem Portal in der Plastik und der Farbe völlig anpassen, so ist der Schmuck des Hauses ein reicher und wirkt doch gediegen und vornehm in seiner Aufmachung. Hierbei sei speziell zu bemerken, daß die Mutzkeramik in erster Linie zu einer Klinkerfassade vortrefflich paßt, doch dieses nicht Bedingung ist, da bei einfachem Putz auch die Mutzkeramik angewandt werden kann.

Betrachten wir uns die nebenstehenden Abbildungen, speziell das Treppenhaus in dem Straßenbahnhof Müllerstraße, so haben

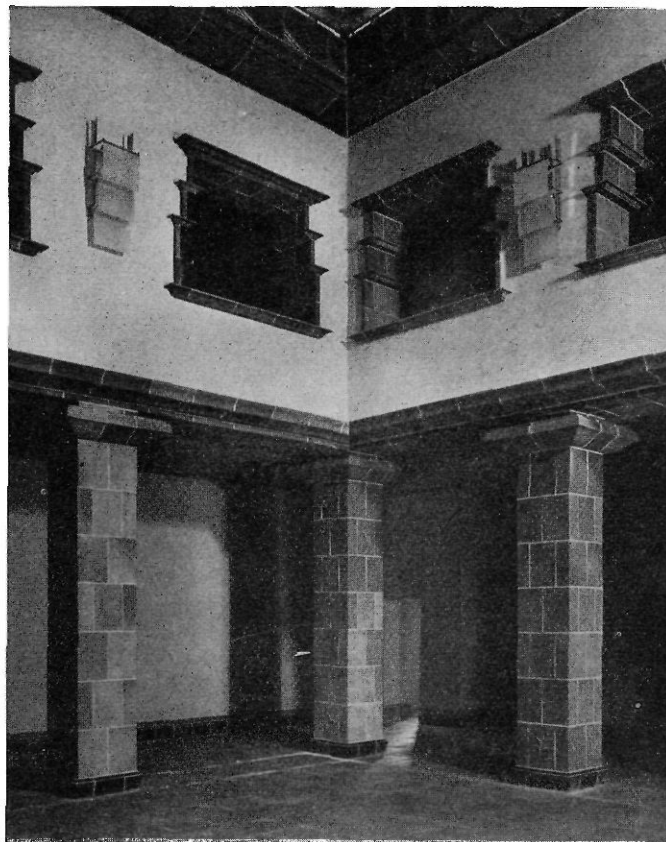
wir einen schönen warmen Ton in dem ganzen Raum, der immer sauber und hygienisch wirkt. Letzteres ist bei Räumen, wie Treppenhallen, Wandelhallen usw. unbedingt von Wichtigkeit und müßte demnach vielmehr Verwendung finden. Speziell beachte man die wunderbare Lösung der Fuge. An Stelle der sonst breiten Fuge (die hier nicht einmal unschön wirken würde) tritt eine schmale Leiste, etwas ausgekehlt und diese Kehlungen haben einen bläulichen Farbton und schmiegen sich dem hellen Grau der Wandplatten vortrefflich an. Die Unebenheiten in der Oberfläche der Terrakotta, welche wie zufällig wirken, haben ihren besonderen Reiz und charakterisieren damit die Mutzkeramik.

Die zweite Abbildung, eine Halle in dem Fernsprechamt Winterfeldstraße, zeigt ebenfalls die geschmackvolle Verwendungsmöglichkeit der Mutzkeramik, von Hand gefertigt und dadurch in der Oberfläche leicht bewegten Terrakotta. Es ist wirklich zu empfehlen, speziell für den Nachwuchs unserer

Dauerhaftigkeit und die künstlerische Wirkung der Mutzkeramik an, ist aber leider heute immer noch der Meinung, daß ein derartiges Material bei der heute notwendigen billigen Bauweise nicht zu verwenden sei. Hier liegt ein großer Irrtum vor, man kann beispielsweise ein Portal aus Mutzkeramik, für welches selbstverständlich erst einmal ein Stück Geld in die Hand genommen werden muß, nicht abtun mit den Worten, es wäre zu teuer. Wenn man allerdings bedenkt, daß ein derartiges Portal, einfach abgeputzt, viel billiger ist, aber schon nach etlichen Jahren die Reparaturen einsetzen und nie aufhören, so ist letzten Endes das in der Anschaffung teure, doch das billigste; dasselbe gilt natürlich für alle anderen Sachen.

Wir möchten nicht unerwähnt lassen, daß Herr Richard Mutz der erste war, der dem Gedanken der Normung in der Ofenindustrie gefolgt war und zwar in den schweren Zeiten, wo unsere Bauindustrie, wie alle anderen Industrien durch die finanzielle Lage völlig abseits lag.

*Fernsprechamt Winterfeldstraße
Lichtbof*



Entwurf: Postbaurat Casper

Architektenwelt, daß diese sich die vorstehend aufgeführten Arbeiten ansieht. Wir möchten dringend empfehlen, sich bei Ausführung neuer Arbeiten unbedingt mit der hiesigen Vertriebsstelle der Mutzkeramik, der Firma Haus und Hausrat Gildenhall G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Straße 118a (Telephon: Nollendorf 8547—8548), in Verbindung zu setzen. Denn es lohnt sich, da der Vertrieb in fachmännischen Händen liegt, die seit Jahrzehnten mit Herrn Richard Mutz zusammenarbeiten, also mit seinen Eigenarten vollkommen vertraut sind.

Zum Schluß möchten wir darauf hinweisen, daß die mehr oder weniger neuerdings auftauchenden Ersatzmaterialien, mit irgendwelchem Untergrund von Zement und ähnlichem Material mit einem kalten künstlichen Überzug eine Glasur vortäuschen sollen, eine abgeschmackte Imitation sind. Eine richtig gebrannte Keramik läßt sich nicht ersetzen. Wir werden es erleben, daß derartige Ersatzmaterialien sich keines dauernden Wertes erfreuen. Die heute bauende Industrie erkennt voll und ganz den Wert, die

Die farbige matte Glasur war es, welche die Normenkachel des Herrn Richard Mutz begehrt machte. Wir waren bisher nur an die schmuckhaften Meissner Öfen mit ihrer blanken, speckigen Glasur gewöhnt und hatten Gefallen an der reichen plastischen Form, um nun erst recht die einfache und schnittige Gestaltung der Mutz-Öfen zu bewundern. Unter besonderer Berücksichtigung der neuesten heiztechnischen Forschungen wurde die einfache Ofenform geschaffen und ihr einziger Schmuck bestand in der schönen Mutzglasur. Diese Form wurde schnell von anderen Ofenfabriken aufgegriffen, da sie zweckentsprechend und preiswert war, — aber es fehlte ihnen die Hauptsache, die matte, schucke, und warme Mutz-Glasur, die dem Ofen das intime behagliche gibt.

Nicht die maschinelle, schablonenartige Arbeit, sondern die mit Hand gefertigte Keramik, die handwerksmäßige Kunst also das Kunstgewerbe, wird bei Richard Mutz in Gildenhall ausgeübt und ist die nicht nachzuahmende Mutzkeramik. A. P